Stahlfront®

Unitall

Aus dem Unitall Verlag sind unter anderem lieferbar:

military fiction

STAHLFRONT
Kunstdruck »Flugscheibe FS-I 24« vor Freiheitsstatue (Limitierte und auf der Rückseite numerierte einmalige Auflage von 99 Farbdrucken auf hochwertigem Leinenstrukturkarton mit 3 mm Freischaum-Kunststoffplatte. Sieht sehr edel aus. Format 30,7 x 43,8 cm. Preis € 39,90)

STAHLFRONT TradingCardGame
Kriegsspiel mit Karten. Starter I enthält 66 Karten und Regelwerk in Box. Preis € 9,80

ALDEBARAN (HC, 192 Seiten, € 12,90)
Band 1 »Das Erbe des Ersten Imperiums«

thriller occult

DIE SCHWARZE SONNE (HC, 192 Seiten, € 12,90)
Band 1 »Der Engel der Schwarzen Sonne«
Band 2 »Der Wächter der Schwarzen Sonne«

science fiction

REN DHARK UNITALL (HC, 192 Seiten, € 10,50)
Band 1 »Jenseits aller Zeit«
Band 2 *vergriffen*
Band 3 »Mond in Fesseln«
Band 4 »Aomon«
Band 5 »Der ewige Krieg«
Band 6 »Wurmlochfalle«
Band 7 »Geheimprogramm ZZ9«
Band 8 »Im Herzen des Feindes«
Band 9 »Der goldene Prophet«
Band 10 »An der Schwelle zum Krieg«
Band 11 »Kalamiten«

Besuchen Sie unsere Homepage
www.unitall.ch

Band 4

Verrat um Thule

Roman von
TORN CHAINES

Aus dem Amerikanischen übertragen von
MARIA FRIEDRICH

Wir empfehlen Ihnen, den monatlich erscheinenden
E-Mail-Newsletter unseres Auslieferers HJB zu abonnieren
(www.hjb-news.de), in dem alle neuen Unitall-Produkte
bereits vor Erscheinen vorgestellt werden:



1. Auflage, Februar 2009

Unitall Verlag GmbH
8268 Salenstein
Schweiz

Vertrieb:
HJB Verlag & Shop KG
Schützenstr. 24
78315 Radolfzell
Bestellungen und Abonnements:
Tel.: 0 77 32 – 94 55 30
Fax: 0 77 32 – 94 55 315
www.hjb-shop.de
www.stahlfront.de
Titelbild: Chance Last
Printed in EU

Dieses Buch wurde vor Drucklegung anwaltlich begutachtet.

Vorwort des Autors

Der große Erfolg von STAHLFRONT in Deutschland hat mich ein wenig überrascht. Nicht überrascht hingegen hat mich die Ablehnung, ja der offene Haß, der meinem Werk aus gewissen Kreisen entgegenschlägt. Doch das kann mich nicht beirren, sondern bestärkt mich noch in meinem Entschluß, weiterzumachen in meinem Kampf gegen die Gedankenpolizei – und zwar nicht mit trockenen politischen Pamphleten, sondern mit einer spannenden und manchmal auch witzigen Geschichte, die sich vom Neusprech der »politischen Korrektheit« nicht an die Kette legen läßt.

Deswegen freut es mich, Ihnen hiermit offiziell mitteilen zu dürfen, daß ab sofort *vier* STAHLFRONT-Bände pro Jahr erscheinen werden. Ich werde zwar weniger Urlaub machen können, als es einem Mann meines Alters eigentlich zusteht, aber ich habe mich überzeugen lassen – nicht vom Verleger, der von Anfang an mehr STAHLFRONT wollte, sondern von Ihnen, meine Leser. Die zahlreichen Zuschriften, die nach mehr Lesevergnügen rings um das Reich Thule verlangten, konnte ich nicht unbeachtet lassen.

Also reiße ich mich auf meine alten Tage noch einmal zusammen, stehe früher auf und schreibe mehr. Versprochen ist versprochen!

In Zukunft will ich den sozialen Hintergründen der Welt Thules ein wenig mehr Beachtung schenken, denn ich fürchte, daß Obamas Demokraten nach ihrem Wahlsieg alles daransetzen werden, die USA genauso sozialistisch umzugestalten, wie das in Europa und vor allem in Deutschland schon lange der Fall ist. Ich werde versuchen, Alternativen aufzuzeigen zu einem »starken Staat«, der seine Bürger entmündigt und enteignet – angeb-

lich, um »soziale« Wohltaten zu verteilen, in Wirklichkeit aber allein zu dem Zweck, die Macht einer Clique zu erhalten, die keine Ahnung davon hat, wie ein Staat wirklich funktionieren sollte. Deshalb gibt es für diese Clique nichts Schlimmeres als freie Bürger, und deshalb wird bei Ihnen wie bei uns die Freiheit immer weiter eingeschränkt – natürlich stets unter dem Vorwand, die Freiheit zu erhalten.

Ich will meinen bescheidenen Beitrag dazu leisten, diesen perfiden Betrug an den Menschen zu enthüllen. Aber eine andere, bessere Welt können wir nur schaffen, wenn wir alle gemeinsam uns dazu entschließen, nicht mehr auf schöne Lügen hereinzufallen und das zu fordern, was uns als Geburtsrecht zusteht: wahre Freiheit!

Maine, im Winter 2008
Torn Chaines

Inhalt

1. Verhörphase

Die Luft im Raum war stickig und feucht von den Ausdünstungen der Männer, die schwere körperliche Arbeit bewältigen mußten, und der metallische Geschmack in seinem Mund stammte von seinem eigenen Blut. Carter Gibson wußte, daß er noch heute sterben würde, und er sehnte den Moment seines Todes regelrecht herbei.

Mit seinen gerade mal 25 Lebensjahren war er keineswegs in dem Alter, in dem der Tod seinen Schrecken verloren hatte, weil er nicht mehr als Drohung erschien, sondern als Verheißung, die Mühsal des Lebens in einem verbrauchten Körper endlich hinter sich lassen zu dürfen. Nein, Carter Gibson war noch vor kurzem ein lebensfroher junger Mann gewesen, der voller Optimismus in eine noch scheinbar unendlich lange Zukunft geblickt hatte.

Doch nun gab es nur noch eine Hoffnung für ihn: einen raschen, möglichst schmerzlosen Tod. Er hätte es niemals für möglich gehalten, wieviel Schmerz man einem Menschen zufügen konnte, ohne ihn zu töten oder auch nur abzustumpfen.

Doch die Verhörspezialisten der DIA* waren Meister ihres Fachs, und so schien nun jede einzelne Nervenendung in Gibsons Körper Schmerzsignale ans Gehirn zu senden. Und die Droge, die in seinen Adern kreiste, unterdrückte den Selbstschutzmechanismus des Körpers, der bei allzu großen Schmerzen normalerweise jede Menge Adrenalin ausschüttete und einen Zustand scheinbarer Unempfindlichkeit vortäuschte. Carter Gibson konnte nicht einmal mehr die Zähne zusammenbei-

* Defence Intelligence Agency, der Militärgeheimdienst der USA

ßen, denn er hatte keine mehr. Die meisten lagen vor ihm auf dem blutverschmierten Teppich, drei oder vier hatte er verschluckt, und einer war zusammen mit einem Schwall eingeatmeten Blutes in seine Lunge geraten – wo er Schmerzen verursachte, die Carter sich bis zu diesem Tag nicht einmal in seinen schlimmsten Alpträumen hätte vorstellen können.

Der junge Offizier sehnte sich nicht nur nach seinem Tod – er wußte auch, daß er unvermeidlich war.

Jemanden wie ihn konnte das System, dem er niemals aus wirklicher Überzeugung gedient hatte, einfach nicht am Leben lassen. In schmerzlicher Klarheit wurde ihm bewußt, daß dieser letzte und schrecklichste Abschnitt seines kurzen Lebens das Resultat seiner eigenen Entscheidungen war. Entscheidungen, die er freiwillig und unbedrängt getroffen hatte – und die er immer wieder genauso treffen würde. Verzweifelt versuchte er sich zu erinnern, um wenigstens so die unfaßbaren Schmerzen ein wenig zu übertünchen…

*

Carter Gibson hatte es schon mit 24 Jahren zum First Lieutenant* gebracht, seine Beförderung zum Captain** stand unmittelbar bevor. Nach dem Studium in West Point*** war er sofort auf einen Posten im Pentagon**** berufen worden. Seine hervorragenden Leistungen, seine Kreativität und hohe Intelligenz hatten seine Vorgesetzten auf ihn aufmerksam gemacht, so daß er schon nach wenigen Monaten in den persönlichen Stab des Verteidigungsministers versetzt worden war.

»Wenn Sie so weitermachen, werden Sie irgendwann noch Chef unseres Generalstabs, Gibson!« hatte der Minister eines

---

* Oberleutnant
** Hauptmann
*** bedeutendste Militärhochschule der USA
**** Verteidigungsministerium der USA, untergebracht in einem fünfeckigen Gebäude in der Bundeshauptstadt Washington

Tages zu ihm gesagt, und es war nicht einfach nur eine Floskel gewesen. Der Minister hatte es ernst gemeint, und Carter hatte ihm geglaubt.

Und dann war er auf Heimaturlaub nach Savannah gefahren…

Seine Eltern Jack und Caroline waren fast geplatzt vor Stolz auf ihren erfolgreichen Sohn und hatten ihn zum Abendessen in eines der besten Restaurants der Stadt geführt, das Elizabeth on 37th. Carter hatte seine Ausgehuniform mit den noch frischen Offizierstressen angelegt, da er wußte, daß er vor allem seinem Vater eine große Freude damit machte.

Jack Gibson hatte zwölf Jahre in der US Army gedient und es bis zum Staff Sergeant* gebracht. Im Privatleben war er wesentlich erfolgreicher gewesen und war heute einer der gefragtesten Immobilienmakler in und um Savannah.

Das Restaurant im historischen Viertel der alten Stadt brauchte keinen Vergleich zu scheuen, nicht einmal den mit den oft überbewerteten Gourmettempeln Europas.

Es war reiner Zufall, daß Carter Gibson an diesem naßkalten Januarabend des Jahres 2009 nicht der einzige Uniformträger im Restaurant gewesen war. Als er mit seinen Eltern eintrat, erblickte er an einem Tisch im rückwärtigen Teil drei hohe Offiziere, einen davon sogar in Generalsuniform. An einem Tisch daneben saßen mehrere Soldaten, offenbar Ordonnanzen und Fahrer.

Als die Offiziere zu ihm herüberblickten, salutierte er vorschriftsmäßig, wie es sich für einen Uniformträger gehörte. Aber da er nicht im Dienst war, kümmerte er sich nicht weiter um die hohen Tiere und setzte sich mit seinen Eltern an den für sie reservierten Tisch, nicht ohne seiner Mutter den Stuhl zurechtzurücken, wie es sich für einen wahren Gentleman aus dem Süden gehörte.

Der Abend war einfach schön. Zum exquisiten Menü mit erlesenen Weinen mußte Carter alles von seinem neuen Arbeitsplatz im Pentagon berichten.

---

* Oberfeldwebel

Seine Eltern waren tief beeindruckt, denn sie hatten die Machtzentrale der amerikanischen Streitkräfte selbst immer nur von außen gesehen.

Als sie nach dem ausgezeichneten Dessert ihre Kaffees schlürften, trat eine der Ordonnanzen an ihren Tisch, salutierte, als Carter aufblickte, und sagte: »General Roberts läßt der Dame und den Herren seine Grüße ausrichten und möchte die Dame fragen, ob sie den Herrn Leutnant für einige wenige Minuten entbehren kann!«

Als der Name des Generals erwähnt wurde, wußte Carter Bescheid. Dreisternegeneral* Roberts war Kommandant des großen Stützpunkts Fort Stewart. Was konnte ein hochrangiger und wichtiger Offizier wie er von einem blutjungen Leutnant schon wollen? Diese Frage würde rasch beantwortet werden, denn so höflich die Ordonnanz die Bitte auch vorgetragen hatte – offenbar war Roberts ebenfalls ein echter Gentleman des Südens –, handelte es sich in Wirklichkeit dennoch um einen Befehl.

Carter tupfte sich den Mund mit der Serviette ab, faltete sie ordentlich zusammen, nickte seinen Eltern zu, erhob sich, zog die Uniform zurecht, klemmte sich vorschriftsmäßig die Dienstmütze unter den linken Oberarm und marschierte zum Tisch der Offiziere hinüber.

Da man sich in einem privaten Rahmen befand, salutierte er zwar, wie es den hohen Vorgesetzten zustand, verzichtete aber auf die sonst übliche laute Meldung und sagte statt dessen fast flüsternd: »Leutnant Gibson zu Ihren Diensten, Sir. Sie wollten mich sprechen, Sir?«

Der General nickte. »Sie sind Leutnant *Carter* Gibson, richtig? Es ist reiner Zufall, daß wir uns heute hier treffen, aber da ich Sie in den nächsten Tagen sowieso angesprochen hätte, kann ich mir die Mühe sparen und erledige das gleich hier. Übermorgen, am Sonntag, will ich ein wenig mit dem Boot zum Fischen hinausfahren. Ich würde mich freuen, wenn Sie mich begleiten könnten.«

---

* Generaloberst

»Selbstverständlich, Sir. Es ist mir eine Ehre. Wann und wo darf ich Sie treffen?«

»Kommen Sie um zehn Uhr in den Yacht Club. Mein Boot ist die ›Redneck's Revenge‹… wenn Sie es nicht finden, fragen Sie einfach nach dem General.«

Carter war so verblüfft, daß er nur stumm nickte. Der Oberst und der Brigadegeneral* am Tisch schauten möglichst unbeteiligt drein, um den jungen Mann nicht noch mehr zu verunsichern.

Carter salutierte erneut und wollte gerade eine zackige Wendung hinlegen, um zum Tisch seiner Eltern zurückzugehen, als Roberts noch beiläufig erwähnte: »Und kommen Sie bitte in Zivil. Das Treffen hat rein privaten Charakter.«

Die Gibsons wurden nicht mehr alt in dem Restaurant. Vor allem Jack brannte natürlich darauf zu erfahren, was der General von seinem Sohn gewollte hatte. Aber als ehemaliger Soldat wußte er ebenso natürlich, daß man das auf keinen Fall hier besprechen konnte.

*

Am Sonntag, dem 11. Januar 2009, fuhr Carter Gibson mit dem Cadillac seines Vaters zum vornehmen Yacht Club von Savannah. Der alte Herr hatte darauf bestanden, daß er das Luxusmobil nahm, damit sein Sohn sich in diesem Treffpunkt der Reichen und Schönen nicht wie ein armer Student – oder eben wie ein junger Leutnant mit schmalem Sold – einführen mußte.

Als er auf die Bradley Point Road einbog, an deren Ende der Club lag, gewahrte er vor sich einen alten, schon etwas klapprigen Dodge, der aber an der Schranke zum Clubgelände einfach durchgewunken wurde, während sie vor Carters Cadillac wieder nach unten fuhr.

Er nannte dem Wachmann, der an das geöffnete Seitenfenster trat, seinen Namen und wollte noch hinzufügen, wer ihn ein-

---

* Generalmajor

geladen hatte, aber der Uniformierte war sofort im Bilde: »Ah, Sie sind der Gast des Generals! Pünktlich, junger Mann, das lobe ich mir. Am besten fahren Sie dem General einfach hinterher!« Er deutete auf den schäbigen Dodge, der auf den Parkplatz einbog, und winkte seinem Kollegen im Pförtnerhäuschen, die Schranke zu öffnen.

Leise schnurrend setzte sich der schwere V8 in Bewegung, und Carter kam sich auf einmal ziemlich protzig vor in Daddys Reichenschaukel. Er schaute wohl ziemlich betreten aus der Wäsche, als er neben Roberts einparkte und aus dem Wagen stieg, denn der heute ebenfalls zivil gekleidete General meinte mit einem süffisanten Lächeln: »Ihr Herr Vater legt offensichtlich viel Wert darauf, daß Sie einen guten Eindruck machen, Junge. Doch wenn er wüßte, was ich von Ihnen will, hätte er Ihnen ganz sicher nicht seinen Cadillac gegeben, ja, Ihnen vielleicht sogar davon abgeraten, zu diesem Treffen zu kommen.«

Carter wußte nicht, was er von diesen Worten halten sollte. Also schwieg er und folgte Roberts zu den Anlegern. Zwischen den sündhaft teuren Motor- und Segeljachten lag ein bescheidenes Motorboot mit kleinem Aufbau am Pier, gerade richtig für einen Angelausflug an die Küste – aber mehr auch nicht.

Dem jungen Mann fiel auf, daß weder Angeln an Bord waren noch daß der General welche mit sich führte. Es ging ihm heute offenbar nicht ums Fischefangen, sondern um etwas anderes.

Roberts warf den Motor an und lenkte das Boot mit mäßiger Fahrt auf den Savannah River hinaus. Es war kalt, die Luft war feucht und diesig, und auf dem Fluß herrschte kaum Verkehr. Mitten im Strom stellte der General den Motor ab und ließ das Gefährt treiben. »Ich habe das Radar eingeschaltet. Sollten wir dem Ufer oder einem anderen Schiff zu nahe kommen, gibt es einen Warnton von sich. Gehen wir runter in die Kabine, Gibson. Ich mache uns einen heißen Kaffee, und dann müssen wir uns unterhalten.«

Der Leutnant fühlte sich ein wenig unwohl in seiner Haut. »Warum unter Deck und nicht hier?«

»Weil ich nicht vorsichtig genug sein kann. Es ist nicht auszuschließen, daß wir vom Ufer aus mit dem Fernglas beobachtet

werden. Falls die einen Lippenleser haben, könnten sie mitbekommen, worüber wir uns unterhalten.«

»Die? Von wem reden Sie?«

»Wenn ich das wüßte, wären wir einen Schritt weiter. Und nun kommen Sie!«

*

Als der Duft kräftigen Kaffees die winzige Kabine füllte, kam Roberts zur Sache: »Ich habe Sie gründlich überprüfen lassen, Carter – wie alle Männer aus dem Süden, die nach West Point gehen. Viele sind es ja sowieso nicht.« Der Leutnant wollte etwas sagen, doch sein Gegenüber schnitt ihm mit einer Handbewegung das Wort ab und fuhr fort: »Hören Sie mich zu Ende an, bevor sie sich ein Urteil über mich bilden. Mit den USA stimmt etwas nicht mehr. Unser Land verändert zunehmend sein Gesicht. Männer wie Sie und ich – Männer mit europäischen Wurzeln – werden schon bald die Minderheit in diesem Land stellen, das von unseren Vorfahren gegründet wurde. Eine unheimliche, unfaßbare und dennoch reale Macht liefert die Vereinigten Staaten systematisch an Völker aus, die in ihren eigenen Heimatländern nichts auf die Reihe bringen als Chaos. Warum strömen denn all die unzähligen Mexikaner über unsere Grenzen? Sie wollen dem Elend in ihrer Heimat entkommen! Aber sie hatten in Mexiko dieselbe Chance wie wir hier in den USA. Wenn sie erst die Mehrheit in unserem Lande haben, wird es bei uns nicht mehr anders sein, als es heute schon bei denen ist. Auf jeden Latino, der es bei uns ans College geschafft hat, kommen 2,7, die im Gefängnis sitzen. Bei den Schwarzen ist diese Zahl sogar höher als drei. Und während die Neger rund 13 Prozent unserer Bevölkerung stellen, machen sie mehr als die Hälfte aller Gefängnisinsassen aus…«

Jetzt mußte Carter ihm dennoch ins Wort fallen: »Sir, worauf wollen Sie hinaus? Sind Sie etwa ein Rassist?«

Der General seufzte. »Nein, mein Sohn. Was ich hier aufzähle, sind offizielle Statistiken, nüchterne Fakten. Die letzten Sklaven wurden vor mehr als 150 Jahren befreit. Die Sklaverei

kann keine Ausrede mehr für das Versagen ganzer Schichten sein. Und doch werden mit staatlichen Programmen – mit den Steuergeldern der Weißen! – die Schwarzen immer und immer wieder gefördert. Sie kommen auch nach West Point, obwohl die wenigsten dort etwas verloren hätten.«

Das war Carter Gibson auch aufgefallen. Für seine dunkelhäutigen Kameraden an der Akademie schien es andere Bewertungskriterien als für weiße Offiziersanwärter gegeben zu haben.

»Die ganze Sache hat System«, fuhr Roberts fort. »Die Kreise, die uns regieren, scheinen darauf hinzuarbeiten, die USA in ein zweites Rhodesien zu verwandeln.«

»Aber wozu? Was hätten sie davon?«

»Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht.«

»Und Sie glauben wirklich an eine Art geheime Regierung, Sir? Wie soll die aussehen? Immerhin sind wir ein freies Land mit freien Wahlen! Wer uns regiert, bestimmt das Volk!«

Roberts seufzte und schmunzelte zugleich. »O wunderschöner Idealismus der Jugend! Sie konnten doch bei der letzten Wahl erstmals Ihre Stimme abgeben, Gibson. Waren Sie wirklich in der Lage, für den Kandidaten zu stimmen, den Sie tatsächlich gern gewählt hätten?«

»Nun ja… eigentlich nicht… aber…!«

»Kein aber! Es sind die Kreise im Hintergrund, die dafür sorgen, daß es im Prinzip völlig egal ist, ob wir Demokraten oder Republikaner wählen. Wie viele Minister aus der alten Regierung hat die neue Präsidentin denn übernommen – und warum wohl? Ziehen wir uns nun endlich aus Afghanistan oder dem Irak zurück? Keineswegs! Denn die geheimen Mächte im Hintergrund verfolgen ihre eigenen Pläne!«

*

Roberts und Gibson hatten diskutiert, bis der Abend herandämmerte. Dann war der junge Leutnant überzeugt davon, daß etwas nicht stimmte mit der Regierung in Washington. Er erklärte sich dazu bereit, Augen und Ohren offenzuhalten im

Pentagon. Roberts hatte ihm eingeschärft, völlig normal seinen Dienst zu tun und sich ansonsten bedeckt zu halten. Er sollte auf keinen Fall irgendein Risiko eingehen, falls sich nicht wirklich etwas ganz Großes tat oder man ihn ausdrücklich zu einer Aktion aufforderte.

In den folgenden zwei Jahren hatte er den General mehrmals getroffen, entweder auf dessen Boot oder im Haus seiner Eltern. Er hatte ihm seine Eindrücke aus dem Pentagon geschildert – brisante Informationen waren nicht darunter. Daß Roberts irgend etwas plante, war dem mittlerweile zum Oberleutnant aufgestiegenen jungen Offizier klar. Doch er war klug genug, nicht danach zu fragen.

Und am 12. April 2011 hatten sich alle Fragen erübrigt. Unter der Führung von Roberts hatte sich der Süden erneut gegen Washington erhoben.

Im Pentagon überschlugen sich nun die Ereignisse. Die Führung war von der Entwicklung völlig überrascht worden, plante aber fast auf der Stelle massive Gegenmaßnahmen.

Doch dann war ein Funkspruch des geheimnisvollen Reiches Thule eingegangen, das erst vor kurzem auf die Weltbühne getreten war.

Carter Gibson war anwesend, als der Verteidigungsminister mit dem sogenannten »Thulemarschall« sprach, offenbar dem Militärherrscher jener Höhlenbewohner. Der Mann, der sich als Bernhard Bittrich vorstellte und hervorragendes Englisch sprach, machte dem Verteidigungsminister klar, daß seine Truppen jeden Einsatz amerikanischer Atomwaffen gegen das eigene Volk mit der gleichen Effektivität verhindern würden, mit der man vor einem Jahr einen Atomkrieg zwischen China und den USA verhindert hatte.

Als die Verbindung unterbrochen war, hatte der Minister erst einen Tobsuchtsanfall bekommen und dann angekündigt, man werde es diesem überheblichen Deutschen ebenso zeigen wie ihren rassistischen Verbündeten aus dem Süden.

Dann hatte er »den vorbereiteten Terroranschlag auf Atlanta« befohlen. Einige hochrangige Offizier waren blaß geworden, aber keiner hatte etwas gesagt. Carter wußte nicht, wovon hier

gesprochen wurde, und es war ihm klar, daß er auch besser nicht fragte.

Es war kurz vor zehn Uhr morgens, der Oberleutnant saß in seinem Büro und erledigte seine Dienstpflichten, als über die Nachrichtenkanäle, die auf seinem Computer stets im Hintergrund mitliefen, die Meldung kam, daß Atlanta von einer schweren Atombombe vernichtet worden war. Ein besonders hämischer Kommentator war sich nicht zu schade, darauf hinzuweisen, daß Atlanta offenbar jedesmal dem Erdboden gleichgemacht würde, wenn die Rebellen aus dem Süden ihr schmutziges Haupt gegen die demokratisch gewählte Regierung des Landes erhoben.

Eine Atombombe auf eine amerikanische Stadt!

Exakt zu diesem Zeitpunkt hatte sich Oberleutnant Gibson dazu entschlossen, aktiv zu werden. In den letzten beiden Jahren hatte er sich nach und nach fast alle Paßwörter besorgt, die für den ungehinderten Zugriff auf sämtliche Rechner und Datenbanken des Pentagons notwendig waren. Früher hätte er selbst nicht geglaubt, wie einfach so etwas sein konnte.

So hatte etwa der Verteidigungsminister seine Paßwortliste auf der Rückseite eines Gemäldes in seinem Arbeitszimmer »versteckt«. Allein mit den Informationen dieser Liste bekam der Offizier schon Zugriff auf rund 95 Prozent aller vorhandenen Daten. Auch die Paßwörter zu den übrigen Teilen des Netzes waren für einen »Insider« wie ihn nicht wirklich schwer zu bekommen.

Mit äußerster Vorsicht sah er sich nun in den Datenbanken um, immer darauf bedacht, keine Spuren zu hinterlassen, die zu dem Rechner auf seinem Schreibtisch geführt hätten. Er gab das Stichwort »Anschlag« ein – und erhielt zahllose Treffer über Anschläge, meist über solche gegen die USA. Den größten Teil der Dateien kannte er, die übrigen enthielten auch keine weltbewegenden Erkenntnisse.

Beim Stichwort »Anschläge« verhielt es sich nicht viel anders. Auch als er den Suchbegriff um »*plus Adjektiv*« erweiterte, war die Zahl der Treffer noch viel zu groß und unübersichtlich. Er sortierte all diejenigen aus, die nicht geheim waren. Immer

noch zu viel. Also filterte er nur die »Top secret«*-Dateien heraus. Eine davon ließ sich nur mit dem persönlichen Paßwort des Verteidigungsministers öffnen.

Carter gab den entsprechenden Befehl und fing an zu lesen. Schon nach wenigen Augenblicken mußte er sich entscheiden, ob er sein Volk verraten oder ihm seinem Fahneneid gemäß treu bis in den Tod dienen sollte. Denn wenn er dem Eid entsprechend handelte, würde er noch heute sterben, das stand für ihn fest.

Er konnte zwar dank seiner Paßwörter in die Dateien hineinschauen, ohne daß jemand etwas davon mitbekam. Aber sobald er sie manipulierte oder sonst etwas mit ihnen unternahm, sie etwa kopierte oder gar weiterleitete, bekam der Überwachungsrechner der DIA das mit. Und bei einer derart brisanten Information wie dieser hier wurde mit hundertprozentiger Sicherheit ein Aufsichtsbeamter informiert.

Trotzdem zögerte Carter nicht länger als ein oder zwei Sekunden. Er wählte einen Netzknotenpunkt in Europa an, da die Verbindungen in die Südstaaten natürlich unterbrochen waren. Er richtete die Verbindung so ein, daß die Datei von dort automatisch an die Netzadresse weitergeleitet wurde, die General Roberts ihm für Notfälle gegeben hatte.

Für Fälle wie diesen.

Oberleutnant Carter Gibson atmete noch einmal tief durch und drückte dann auf die Eingabetaste. Im gleichen Moment rauschte eine Kopie der Datei mit dem Namen »Mögliche Anschläge« auf einem kleinen Umweg über Europa nach Georgia.

Als das erledigt war, löschte er alle Daten von seinem Schirm, nahm seine Dienstpistole vom Typ Beretta aus dem Holster, überprüfte sie, lud sie durch und legte sie griffbereit vor sich auf den Tisch.

Dann wartete er.

Vielleicht hatte er Glück, und in der allgemeinen Aufregung über den erneuten Sezessionskrieg ging seine kleine Aktion un-

---

* Streng geheim

ter. Falls nicht, hätte eine Flucht auch nichts mehr gebracht. Wenn *sie* ihn haben wollten, würden *sie* ihn auch bekommen. Ihm blieb nur die Hoffnung darauf, nicht entdeckt worden zu sein.

Diese Hoffnung währte exakt drei Minuten und sieben Sekunden nach dem Versenden der Datei. Dann wurde die Tür zu seinem Büro eingetreten, obwohl sie nicht verschlossen war, und Männer in dunklen Anzügen stürmten herein.

Schon als draußen auf dem Gang eilige Schritte trampelten, hatte Carter die Beretta hochgenommen. Viermal konnte er abdrücken, vier Agenten des DIA für immer aus dem Verkehr ziehen. Dann waren die anderen heran und überwältigten ihn mit ihrer schieren Zahl.

Sie wollten ihn nicht töten. Sie wollten ihn lebendig. Das war es, wovor Carter sich am meisten gefürchtet hatte. Doch er konnte nichts dagegen unternehmen.

Die Schläge, die auf ihn einprasselten und ihn zu Boden warfen, schmerzten höllisch, und wären ihm doch nur zehn Minuten später schon wie die reinsten Liebkosungen vorgekommen.

Mit gekonnter Routine wurde er gefesselt, geknebelt und mit einem Sack über dem Kopf aus seinem Büro geschleift. Als man ihm den Sack wieder vom Kopf zog, saß er im Büro des Verteidigungsministers auf einem Stuhl, gehalten von viel zu engen Handschellen.

Ein DIA-Agent hatte gerade den Ärmel seiner Uniformjacke aufgerissen und jagte ihm eine Spritze in die Armvene. Carter wußte aus den geheimen Dienstanweisungen, daß es sich um ein Medikament handelte, das dem Gehirn die Unterdrückung von Schmerzempfindungen unmöglich machte. Daß es hochgradig krebserregend war, störte jetzt auch nicht mehr.

Der Verteidigungsminister stand etwa drei Meter vor ihm. Seine sonst so professionell-freundliche Politikermiene zeigte nun eine Mischung aus Beleidigtsein, Bedauern und Bösartigkeit. »Carter, Carter, Carter…« seufzte er. »Wo haben Sie sich da nur hineingeritten? Aus Ihnen hätte wirklich etwas werden können, mein Junge. Aber jetzt? Ich will ehrlich zu Ihnen sein: Wenn Sie es uns leichtmachen, machen wir es Ihnen leicht.

Also reden sie: Was haben Sie mit der speziellen Datei gemacht?«

Und dann begannen die schrecklichsten Stunden in Carter Gibsons kurzem Leben. Und die letzten.

*

Carter hielt so lange durch, bis er sicher war, daß die DIA seine Botschaft nicht mehr blockieren oder sonstwie stören konnte.

Danach war sowieso alles egal.

Kein Mensch konnte den Foltermethoden der Amerikaner, die schon während des Zweiten Weltkriegs entwickelt und seitdem mit wissenschaftlicher Präzision immer weiter verfeinert worden waren, lange widerstehen. Oberleutnant Gibson hatte fast Übermenschliches geleistet, aber nun brach er zusammen. Er gestand, die Datei mit dem Namen »Mögliche Anschläge« an General Roberts weitergeleitet zu haben. Die Worte, die aus seinem zerschlagenen Mund quollen, waren nur noch von eigens dafür ausgebildeten Spezialisten zu verstehen.

Für den Verteidigungsminister klangen sie wie sinnloses Gestammel. »Was sagt der Kerl?«

»Roberts hat unsere nette kleine Terrordatei.«

»Verdammt!«

»Kein Grund zur Aufregung, Herr Minister. Sie enthält keine Kodes. Wirklich nutzen kann sie niemandem!«

»Das machen Sie mal der Präsidentin klar! Wenn die Zicke erfährt, daß es ausgerechnet jetzt ein Loch im Pentagon gibt, macht die mir die Hölle heiß! Was ist mit weiteren Verrätern?«

»Falls es welche gibt, weiß Gibson nichts von ihnen. Der Knabe ist nicht mehr in der Lage, auch nur die geringste Kleinigkeit vor uns zu verheimlichen.«

»Gut. Oder auch nicht. Jedenfalls ist er damit wertlos geworden.« Der in der Öffentlichkeit stets so jovial wirkende Minister wirkte jetzt wie ein bösartiger Mafia-Pate in einem billigen Hollywoodstreifen. »Beenden sie die Sache – aber nicht in meinem Büro. Mein Teppich ist auch so schon versaut. Und lassen

Sie die Leiche verschwinden. Ich will den Namen Carter Gibson nie wieder hören, verstanden?«

Die Geheimdienstler nickten und zogen den Oberleutnant, der nur so gerade eben noch am Leben war, von seinem Stuhl hoch und schleiften ihn aus dem Raum heraus. Für Carter Gibson würden die Qualen schon bald ein Ende haben.

2. Erkundungsphase

Wie ein urzeitlicher Raubvogel schob sich der schwere »Blackhawk«-Hubschrauber dicht über der Interstate* 75 nach Norden. Der Pilot flog möglichst tief, um etwaigen Angriffen von Jagdflugzeugen der US Air Force** kein allzu einfaches Ziel zu bieten. Das war reine Routine, denn der Himmel über dem Gebiet des Südens war frei von feindlichen Kampfflugzeugen. Offenbar scheute der Norden die Auseinandersetzung – oder glaubte vielmehr, einen Waffengang nicht riskieren zu müssen. Denn der Atompilz, der noch immer über Atlanta stand und schon von weitem zu sehen war, sprach eine deutliche Sprache: die Sprache der Gewalt, der Vernichtung und der unmißverständlichen Drohung.

Über dem Ort Stockbridge beendete der Pilot den Vorwärtsflug und zog die Maschine nach oben. Außer ihm und seinem Kopiloten waren noch neun weitere Männer an Bord, die sich über die in ihre Helme integrierten Kopfhörer und Mikrofone trotz des Lärms der beiden Turbinen und des mächtigen Rotors miteinander unterhalten konnten.

Zu diesen neun Männern gehörten neben General Lee E. Roberts, dem Oberbefehlshaber der in der vergangenen Nacht wiederauferstandenen Konföderierten Streitkräfte, auch die beiden Hauptleute Magnus Wittmann und Mike McBain, die vom Reich Thule als Verbindungsoffiziere abgestellt worden waren.

Die restlichen sechs Männer an Bord waren Offiziere des wissenschaftlichen Dienstes, vor allem Meteorologen und Strahlungsexperten.

---

* Autobahn
** Luftwaffe der USA

»Wir sollten auf keinen Fall näher herangehen als bis zur Linie Riverdale-Morrow«, erklärte einer von ihnen. »Geben Sie das auch den Hilfstruppen durch«, wies er den Kopiloten an. »Ich messe jetzt schon leicht erhöhte Strahlungswerte, und es wäre unsinnig, zusätzlich zu den Opfern der Katastrophe auch noch die Helfer für den Rest ihres Lebens zu schädigen!«

Der Kopilot sah sich fragend zu Roberts um, der nichts sagte, sondern nur kurz nickte. Er blickte aus dem Fenster hinab auf die Autobahn unter dem Hubschrauber, auf der ein unablässiger Strom von Helfern und Hilfsgütern nordwärts auf Atlanta zurollte.

Doch es war fraglich, ob sie viel würden ausrichten können. Der Pilot war auf eine Höhe von fast zwei Kilometern emporgestiegen, und jetzt sah man das ganze Ausmaß der Vernichtung, die über die Hauptstadt von Georgia hereingebrochen war: Überall brannte es, und die Innenstadt war noch immer ein einziger Glutofen. Kein einziges der zahlreichen Hochhäuser der Stadt stand noch. Selbst das Hilton-Hotel weit draußen am Flughafen war nur noch eine rauchende Ruine.

»Ich bekomme Meldungen von unseren Bodentrupps«, meldete der Kopilot, der für den Funkverkehr zuständig war. »Die Radioaktivität da unten ist dermaßen hoch und die Verwüstungen sind so gewaltig, daß wir mit einer Million Toten und Schwerverletzten rechnen müssen.«

Magnus Wittmann sah, wie der große schlanke Mann mit der hohen Stirn und dem markanten Kinn blaß wurde. Auch in dem Deutschen krampfte sich angesichts dieser unfaßbaren Verwüstung, die zu verhindern er vergebens versprochen hatte, alles zusammen.

Noch immer war es ein Rätsel, wie es den Nordstaatlern gelungen war, ihre Atombombe ins Ziel zu bringen, obwohl Thule den Luftraum über den von der OAP* erneut ausgerufenen CSA** intensiv überwachte, ja sogar seine kostbaren Reichs-

---

* Organisation Amerikanischer Patrioten
** Confederate States of America

flugscheiben zu diesem Zweck einsetzte. Wie hatten die Yankees die Bombe nach Atlanta gebracht? Mit einem Lkw? Eigentlich unmöglich, denn die Könföderierte Armee übte die vollständige Kontrolle über das von ihr befreite Gebiet aus.

»Anruf vom Hauptquartier!« meldete der Kopilot. »General Roberts wird dringend um Rückkehr gebeten. Da ist etwas passiert! Was, wollten sie mir allerdings nicht sagen!«

Das konnten eigentlich nur schlechte Nachrichten sein. Magnus sah, wie Roberts einmal kurz schluckte. Aber der Mann war ein hervorragender Offizier. Er hatte sich im Griff.

»Umkehren!« befahl der General. »Hier können wir sowieso nichts mehr tun!«

*

Der schwere Hubschrauber setzte auf dem Vorplatz des prächtigen, mit weißen Säulen geschmückten historischen Anwesens auf, das der Konföderierten Armee als Feldhauptquartier diente.

Ein junger Mann in der historischen grauen Uniform des Südens – einer der unzähligen Zivilisten, die sich der Erhebung gegen Washington voller Begeisterung angeschlossen hatten – hielt seine Kappe fest, damit sie ihm nicht vom Kopf geweht wurde, und stapfte durch die Staubwolke, die vom Abwind der großen Rotorblätter verursacht wurde, auf die Maschine zu. Sie war noch nicht ganz zur Ruhe gekommen, als er die seitliche Schiebetür aufriß und brüllte: »Endlich, Sir! Sie sollen bitte sofort ins Lagezentrum kommen!«

Magnus Wittmann mußte grinsen und sah hinüber zu seinem Freund Mike McBain. Der empfand offenbar dasselbe wie er: Die vielen Freiwilligen waren zwar voller Begeisterung bei der Sache, aber alles andere als Soldaten. Roberts tat gut daran, sie von allen Kampfhandlungen fernzuhalten. Gegen die gut ausgebildeten Berufskrieger der Nordstaaten hätten sie keine Chance gehabt.

Der General stieg aus dem Hubschrauber und winkte den beiden Hauptleuten, ihn zu begleiten. Wenn ihn schlimme Nach-

richten erwarteten, war es gut, die einzigen Verbündeten von Anfang an mit einzubeziehen.

Im Lagezentrum, das im großen Salon des ehemaligen Herrenhauses eingerichtet war, hatte man das historische Mobiliar beiseitegeräumt und zahlreiche Tische mit Rechnern und Funkgeräten aufgebaut. Die Luft war durchdrungen von den zahllosen Stimmen der Kommunikatoren, die detaillierte Befehle an einzelne Einheiten der Konföderierten übermittelten.

Mehrere hohe Offiziere mit besorgten Gesichtern warteten auf ihren Oberbefehlshaber. Ein Oberst führte Roberts sofort zu einem besonders großen Bildschirm, auf dem mehrere Seiten einer Datei dargestellt waren. »Die kam auf dem Umweg über einen Server* in Europa zu uns, direkt an Ihre geheime Privatadresse, General.«

»Wer ist der Absender?«

»Das Pentagon. Ein gewisser Oberleutnant Gibson.«

Eine Sekunde lang wirkte Roberts wie erstarrt. Dann faßte er sich wieder. »Der arme Junge. Wenn die DIA das mitbekommen hat, ist er jetzt tot. Ich hoffe, die Sache ist es wert!«

»Daran besteht kein Zweifel!« bekräftigte der Oberst. »Sehen Sie sich die Datei einmal genau an!«

Magnus und Mike drängten sich neugierig neben Roberts und warfen einen Blick auf den Schirm. Die Datei, von der mehrere Seiten dargestellt waren, trug den Namen »Mögliche Anschläge« und enthielt eine Liste mit jeweils einer Adresse in allen amerikanischen Großstädten – mit Ausnahme von New York und Washington. Ausnahmslos jede dieser Adressen befand sich in einem der obersten Stockwerke eines der höchsten Gebäude der jeweiligen Stadt. Im Anhang fand sich eine Liste mit Telefonnummern und Kodes – und die Information, daß die Telefonverbindung zum jeweiligen Objekt niemals unterbrochen werden durfte. War ein Objekt länger als 24 Stunden nicht zu erreichen, wurde es auch ohne den Kode aktiv.

Es gab auch eine Adresse in Atlanta, Georgia.

---

* Knotenrechner im Netzwerk

Während in Magnus eine fürchterliche Ahnung aufstieg, schien Roberts die Bedeutung der Datei noch nicht völlig zu begreifen. »Was wollen Sie mir damit sagen? Es kann doch nicht sein, daß…!«

»Ja, so dachten wir auch, General«, erklärte der Oberst, »bis sich unsere Spezialisten über die Datei hermachten. Der Verteidigungsminister ist nicht gerade die allergrößte Leuchte im Umgang mit Computern, wie wir alle wissen. Er hat die Notizfunktion des Programms genutzt, um seine Gedanken zu der Datei ›Mögliche Anschläge‹ aufzuschreiben, vermutlich für eine Sitzung zu dem Thema, nehmen wir an. Irgendwann hat er die Notizen zwar abgeschaltet, aber nicht gelöscht. Sie waren im Hintergrund noch immer vorhanden und konnten mit wenigen Klicks sichtbar gemacht werden. Lesen Sie die Notizen des Ministers… dann wissen Sie genau, was in Atlanta passiert ist!«

Der Oberst reichte Roberts und seinen Begleitern Ausdrucke der Notiz, denn es hätte ein ziemliches Gedränge vor dem Bildschirm gegeben, wenn alle sie gleichzeitig hätten einsehen wollen.

Magnus bekam auch ein Blatt, las es – und sein Magen verwandelte sich in einen Eisklumpen. Die Gedanken des Ministers waren an Eindeutigkeit nicht mehr zu übertreffen.

Sobald das Projekt »Mögliche Anschläge« verwirklicht worden ist, sind wir in der Lage, jeden Krieg zu führen, den wir führen wollen. Denn es wird nicht mehr so aufwendig sein, Kriegsgründe zu finden wie 2001. Wir drücken auf einen Knopf, zünden eine Atombombe, und das amerikanische Volk wird hinter uns stehen wie ein Mann. Wenn die Geheimdienste ihre Arbeit ordentlich erledigen, können wir jedem Land, in das wir einmarschieren wollen, die Schuld an diesem Anschlag in die Schuhe schieben.

Selbst die Europäer und sogar die Franzosen werden uns jede gewünschte Unterstützung gewähren, wenn Terroristen eine amerikanische Großstadt mit einer Atombombe vernichten.

Aber das Projekt »Mögliche Anschläge« bietet uns noch einen weiteren unschätzbaren Vorteil: Die DIA berichtet von Unmut innerhalb der Streitkräfte, die CIA von Unmut vor allem unter

der weißen Bevölkerung. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß uns ein zweiter Bürgerkrieg bevorsteht. Der Süden hat seine Lektion von 1865 offenbar vergessen, oder sie war nicht hart genug – vermutlich beides.

Sollte es irgendwo im Lande zu einem Aufstand gegen die rechtmäßige Regierung kommen, dürfte der sehr schnell zusammenbrechen, sobald wir die erste Rebellenstadt mit einer Atombombe vernichtet haben.

Auch aus diesem Grund müssen wir alles daransetzen, das Projekt bis zum 1. Januar 2011 abzuschließen, alle Kernsprengsätze planmäßig zu installieren und das dazugehörige Kommunikationsnetzwerk einzurichten.

Daß jeder, der auch nur eine Andeutung über diese Angelegenheit nach außen dringen läßt, auf der Stelle erschossen wird, versteht sich wohl von selbst.

Das Blatt in Magnus' Hand zitterte. Das, was er da in Händen hielt, war die geheime Kriegserklärung einer Regierung gegen ihr eigenes Volk. Nun war auch klar, wieso niemand in der Lage gewesen war, die Atombombe von Atlanta abzufangen: Sie war längst vor Ort gewesen!

»General Roberts, ich bitte um die sofortige Schaltung einer abhörsicheren Satellitenverbindung mit Thule«, sagte er mit so lauter Stimme, daß fast alle Augen im Raum auf ihn gerichtet wurden. »Ich bitte gleichzeitig um Ihre Erlaubnis, diese Datei an Thulemarschall Bittrich weiterleiten zu dürfen!«

»Erlaubnis erteilt«, erwiderte Roberts mit fester Stimme. »Leutnant, stellen Sie die gewünschte Verbindung so rasch wie möglich her«, befahl er einem jungen Funkspezialisten. »Bild, Ton und Datenleitung!«

Nicht einmal eine Minute später erschien das Bild von Bernhard »Bärwolf« Bittrich auf dem großen Schirm. Magnus und Mike erkannten den Hintergrund: Der Thulemarschall befand sich in seinem Arbeitszimmer, in dem sie gemeinsam schon so einige Zigarren geraucht und so manchen guten Whisky geleert hatten.

Mit wenigen Worten setzte Wittmann seinen obersten Vorgesetzten ins Bild. »Die entsprechende Datei wurde Ihnen soeben

übermittelt, und ich empfehle dringend, sie so rasch wie möglich von unseren Spezialisten überprüfen zu lassen.«

Bittrich betätigte ein paar Tasten an seinem Rechner und erklärte: »Das habe ich soeben in die Wege geleitet, Hauptmann. Ich habe den Yankees ja immer schon verdammt viel zugetraut – aber eine derart abgrundtiefe, ja geradezu teuflische Bosheit wäre mir niemals in den Sinn gekommen. Ich beende jetzt unser Gespräch, denn ich rufe sofort das OKT* zusammen. Richten Sie General Roberts aus, daß ich von einem einstimmigen Beschluß ausgehe: Das Reich Thule wird den Konföderierten mit allen Kräften zur Seite stehen!«

*

Kaum war die Verbindung mit Thule beendet, meldete sich der Vorsitzende des Generalstabs, der höchste Soldat der USA, ebenfalls über eine abhörsichere Satellitenleitung. Er *verlangte,* mit Roberts zu sprechen, und polterte sofort los, als der in den Erfassungsbereich der kleinen Kamera trat: »Wir haben Ihre Heimtücke und Ihre Verbindungen offenbar unterschätzt, Sie verdammter Fahnenflüchtling! Aber Ihr Wissen um unsere speziellen Möglichkeiten wird Ihnen nichts nutzen. Ich will es im Gegenteil noch ein wenig erweitern: Die nächste Bombe, die wir zünden, wird Richmond in Virginia ausradieren. Aber noch haben Sie Gelegenheit, das zu verhindern!«

Der Admiral sah auf seine Uhr und erklärte: »Die Bombe geht in genau 24 Stunden hoch, wenn Sie bis dahin nicht kapituliert haben. Sollten Sie allerdings versuchen, Richmond zu evakuieren, zünden wir den Knallfrosch sofort. Aber ich gehe davon aus, daß Sie vernünftig genug sind, um diese Information für sich zu behalten, weil es sonst zu Mord und Totschlag bei der Massenflucht aus der Stadt käme, wie wir beide genau wissen.«

Roberts wollte etwas sagen, aber der Generalstabschef schnitt ihm mit einer ungeduldigen Handbewegung das Wort ab und

---

* Oberkommando der Thule-Truppen

fuhr ungerührt fort: »Sie dürfen gerne versuchen, die Bombe zu entschärfen – Sie wissen ja nun dank Ihres schmierigen kleinen Verräters, wo sie zu finden ist. Aber schicken Sie ja Ihre besten Männer los, damit Sie auch wirklich begreifen, wie verzweifelt Ihre Lage ist. Ich erwarte Ihre Kapitulation morgen um diese Zeit. Sollte sie uns bis dahin nicht vorliegen, werden wir alle 24 Stunden eine weitere Bombe zünden, bis von Ihrem glorreichen Süden nichts weiter übrig ist als eine atomare Gluthölle. Bis morgen, Rebell!«

Der Admiral unterbrach die Verbindung, und für einen Augenblick hielten alle im Raum den Atem an. General Roberts war der erste, der den Schock überwand. »Wen haben wir in Richmond oder in der Nähe?« fragte er mit lauter Stimme.

Ein Major gab eine Suchanfrage in seinen Rechner und rief dann: »Summers und seine Sondergruppe!«

»Der Name sagt mir nichts! Sind die Männer gut?«

»Die besten! Bis gestern waren sie noch Navy Seals[*], Sir!«

»Dann sollten sie eigentlich wissen, was sie tun. Wo genau schicken wir sie hin?«

»Ins James Monroe State Office Building«, sagte der Major. »Es liegt im Stadtzentrum direkt an der Interstate 95 und ist mit seinen 25 Stockwerken das höchste Gebäude der Stadt.«

»Wie hoch genau?«

»460 Fuß.«[**]

»Das ist nicht gerade sehr hoch…«

»Aber für den geplanten Zweck reicht es vollkommen. Eine Atombombe, die im oberen Stockwerk gezündet wird, tilgt Richmond ein für allemal von der Landkarte.«

»Also dann… wo sind Summers und seine Männer jetzt?«

»Draußen in der Plantage. Ich funke den Sergeant Major[***] sofort an und stelle seiner Gruppe einen Blackhawk bereit!«

---

* Eliteeinheit der amerikanischen Kriegsmarine, deren Ausbildung nach dem Vorbild der ehemaligen Waffen-SS gestaltet wurde.

** 140 Meter

*** Stabsfeldwebel

»Machen Sie das, Major«, sagte Roberts zustimmend und wollte sich anderen Aufgaben widmen, als ihn Magnus mit einem leichten Räuspern darauf aufmerksam machte, daß er einen Vorschlag hatte. »Ja, Hauptmann?«

Wittmann zog den General ein wenig beiseite und sprach so leise, daß sonst niemand mithören konnte: »Wenn es Ihnen nichts ausmacht, wäre ich bei dem Einsatz gerne dabei. Während meiner Zeit beim KSK* habe ich mich ausführlich mit den verschiedensten Sprengfallen beschäftigt. Ich kann bei der Sache vielleicht von Nutzen sein.«

Roberts mußte nicht lange überlegen: »Danke für Ihre Hilfe, Hauptmann. Die nehme ich gerne an. Aber legen Sie eine Schutzweste an. So wie ich unsere Stabschefs einschätze, wartet in Richmond noch die eine oder andere böse Überraschung auf uns!«

Magnus salutierte und setzte dann Mike mit wenigen Worten über seine Absicht in Kenntnis. »Das ist ein Einsatz für Spezialisten, mein Freund. Deshalb bleibst du hier und hältst Fühlung mit dem OKT.«

McBain war vernünftig genug, um zu erkennen, daß er bei diesem Spezialeinsatz keine Hilfe, sondern höchstens eine Belastung gewesen wäre. »Paß bloß auf dich auf!« sagte er mit belegter Stimme.

Wortlos nickend wandte Magnus sich um und wollte zum Ausgang, als ihm noch etwas einfiel. »Sollte ich von der Bordsteinkante fallen und mir das Genick brechen, dann richte Gabi aus, daß ich sie geliebt habe.«

Auf dem Weg nach draußen zog sich Magnus eine kugelsichere Weste aus amerikanischen Heeresbeständen über seine Zivilkleidung. Das Schulterholster, in dem er seine Schwere Pistole PG 45/01, eine Neuentwicklung der Gustloff-Werke im Kaliber .45 Magnum trug, holte er unter seiner Jacke hervor und trug es nun offen über der Weste, um die Waffe jederzeit griffbereit zu haben.

---

* KSK: Kommando Spezialkräfte, eine Elitetruppe der Bundeswehr

Er sah, wie einige der Südstaatler bewundernd auf die mächtige Automatik blickten, die von den Soldaten der Thule-Truppen in der Regel nur bei Spezialeinsätzen getragen wurden, wenn sie auf alle anderen Waffen verzichteten.

Er lief auf den Hubschrauber zu, dessen Rotoren sich schon drehten. Von der anderen Seite kamen fünf Amerikaner in Kampfanzügen heran. Zwei von ihnen schleppten zusätzlich zu ihren Waffen eine große Ausrüstungskiste aus Aluminium mit.

Keiner der Männer verlor unnötige Zeit. Der Hubschrauber hob ab, als der letzte an Bord war und die Türen noch offenstanden. Jeder wußte, daß man keine Zeit zu verlieren hatte. Der Flug nach Richmond würde knapp drei Stunden dauern, falls man nicht unterwegs auf Kampfflugzeuge der Nordstaatler treffen sollte. Doch damit rechnete eigentlich niemand.

Der Himmel über dem Süden war relativ sicher. Noch.

Magnus stellte sich den anderen vor und beteuerte, sich nicht aufdrängen zu wollen.

»Davon gehen wir auch nicht aus, Hauptmann«, erklärte Summers. »Wir wissen, wer Sie sind, und schätzen uns glücklich, Sie an unserer Seite zu haben.« Er deutete auf die Waffe in Magnus' Schulterholster. »Darf ich mal Ihren Elefantentöter sehen?«

Der Deutsche reichte ihm die Pistole. Summers wog sie mit Kennerblick in der Hand. »Verdammt schwer, aber hervorragend ausbalanciert. Kaliber?«

».45 Magnum.«

»Jjjunge!« Er pfiff zwischen den Zähnen durch. »Nur Einzelfeuer, richtig?«

»Stimmt. Serien könnte niemand halten, und auch schon für den einzelnen Schuß braucht man ein gut austrainiertes Handgelenk, wenn es einem der Rückstoß nicht brechen soll!«

»Verdammt dicker Griff. Doppelreihiges Magazin?«

»Ja. 15 Schuß plus einen im Lauf.«

»Ich weiß ja, daß ihr Deutschen schon immer einen Hang zu außergewöhnlichen Waffen hattet, aber ist diese Wumme nicht ein wenig zu unhandlich?« Er gab Magnus die Waffe zurück, der sie wieder im Holster verstaute.

»Das kommt darauf an. Wir verwenden sie nur bei Einsätzen, bei denen ein Gewehr hinderlich wäre. Wenn man mit der PG 45 umzugehen weiß, ist sie auf nahe und mittlere Distanz die ultimative Waffe.«

»Hoffen wir, daß wir das nicht heute noch demonstriert bekommen«, brummte einer von Summers' Männern.

Doch diese Hoffnung sollte trügen.

*

Die Sonne näherte sich dem Horizont, als der Hubschrauber auf der abgesperrten Autobahn direkt vor dem James Monroe State Office Building landete. Die Polizei der Stadt hatte das Gebäude evakuieren lassen.

Die sechs Männer liefen zum Eingang, wo der Polizeichef persönlich sie erwartete. »Wir haben jeden einzelnen Raum zweimal durchsucht«, meldete er. »Das Gebäude ist sauber!«

Summers sah ihn zweifelnd an. »Waren Ihre Männer auch auf dem Dach?«

»*Auf* dem Dach? Wozu? Was soll da oben schon sein?«

Statt einer Antwort flüsterte er in das kleine Funkgerät an seiner Brust. Dann traf er seine Entscheidung: »Wir gehen hoch. Die Kiste mit der Ausrüstung bleibt vorerst unten. Wenn sich Yankees da oben verstecken, werden wir sie ausräuchern.« Er wandte sich an Magnus: »Hauptmann, es wäre mir lieb, wenn Sie unsere Nachhut bilden könnten. Ich möchte bei meinem ersten Einsatz für die CSA nicht gleich einen Offizier unseres wichtigsten Verbündeten verlieren.«

Obwohl Summers im Rang deutlich unter ihm stand, akzeptierte Wittmann den als Wunsch vorgetragenen Befehl. Der Stabsfeldwebel war ein Mann nach seinem Geschmack. Er ging mit größtmöglicher Umsicht an seine Aufgabe. Hätte der Deutsche an seiner Stelle gestanden, er hätte nicht anders gehandelt.

Die Gruppe stürmte ins Gebäude. In der Eingangshalle betrat Summers den rechten der sechs Aufzüge und drückte den obersten Knopf. Bevor die Tür sich schloß, verließ er die Kabine wieder.

Die Gruppe lief ins Treppenhaus, das sich rechts neben den Aufzügen befand, und begann mit dem langen Aufstieg. Schnell, aber nicht hastig ging man voran. Im ersten Stockwerk zeigte ein rascher Blick auf die Anzeigen, daß der Aufzug zwischen der 23. und 24. Etage angehalten hatte.

Als man im zweiten Stock ankam, stand die Kabine noch immer dort oben. Doch auf halber Treppe zum dritten hörte man ein Rauschen aus dem Aufzugschacht, dann ein Poltern – und schließlich ein lautes Krachen aus dem Keller. Die Kabine, die Summers leer nach oben geschickt hatte, war abgestürzt.

Er grinste über das ganze Gesicht. »Unsere Freunde vom Büro des Sheriffs haben ganze Arbeit geleistet. Das Gebäude ist tatsächlich leer. Die Yankees sitzen oben auf dem Dach. Dort ist unter anderem die Aufzugmechanik untergebracht. Dachten die wirklich, wir sind so dumm, faul oder beides, daß wir es auf diesem Weg versuchen?«

Es war natürlich immer noch ein Risiko, weiter die Treppen hinaufzustürmen, ohne die einzelnen Stockwerke zu sichern. Aber das Risiko war vertretbar. Ein Soldat, der einen wichtigen Auftrag zu erfüllen hatte, mußte manchmal Kompromisse eingehen, was die eigene Sicherheit betraf.

Im 24. Stock gab Summers Anhaltebefehl. Keiner der Männer schwitzte oder atmete gar schwer. »Die Yankees wissen nicht, ob wir in dem Aufzug waren oder nicht«, flüsterte der Sergeant Major. »Wenn sie vernünftig sind, überwacht wenigstens einer von ihnen das Treppenhaus.« Er schaute kurz auf seine Armbanduhr. »Aber nicht mehr lange, wetten?«

Draußen vor dem Haus wurde es laut. Der Blackhawk war gestartet und stieg an der Fassade empor. Für jemanden auf dem Dach mußte es so aussehen, als solle der Hubschrauber Soldaten dort oben absetzen. Die sechs Männer im Treppenhaus lauschten. Plötzlich hörten sie eine Stimme von oben: »Lew, komm rauf! Die verdammten Rebellen wollen es von oben versuchen. Na, die können sich auf eine Überraschung gefaßt machen!«

Sie hörten hastige Schritte nach oben eilen, dann das Schlagen einer Tür. Summers flüsterte erneut in sein Funkgerät und gab dann einen stummen Wink.

Fast geräuschlos wurde die letzte Treppe genommen. Von hier führte eine schmale Stiege aus Metall aufs Dach hinauf. Die Tür oben war nur angelehnt.

Der Sergeant Major schlich die letzten Stufen als erster hinauf, spähte durch den Türschlitz und gab den anderen ein Zeichen. Das Dröhnen des Helikopters übertönte inzwischen jedes andere Geräusch.

Auf einen Wink ihres Führers huschten die Soldaten los, die Waffen schußbereit in der Hand. Auch Magnus hatte seine PG 45 gezogen, hielt sich aber verabredungsgemäß zurück. Er war nicht mitgekommen, um die Kämpfe der Amerikaner auszufechten. Er wollte ihnen nur bei der Entschärfung der Atombombe helfen.

Auf dem flachen Dach gab es eine Reihe von meist würfelförmigen Aufbauten, in denen die Kompressoren und Wärmetauscher der Klimaanlage, die Aufzugtechnik, der Wassertank der Feuerlöschanlage und ähnliches untergebracht waren. Auch die Treppe aufs Dach endete in einem solchen Häuschen. Diese Gebilde gaben den Navy Seals Deckung, blockierten allerdings auch die Sicht und das Schußfeld.

Vier Männer in Zivil, aber mit schweren Sturmgewehren bewaffnet, standen nicht weit entfernt am Rand des Daches und feuerten auf den Hubschrauber, der in einiger Entfernung und leichter Überhöhung zahlreiche Kapriolen flog, um nicht getroffen zu werden.

Die Schützen trugen kugelsichere Westen über ihren Anzügen – das war ihr Todesurteil. Summers' Männer wollten keinesfalls riskieren, daß der Hubschrauber angeschossen wurde und in die Innenstadt stürzte. Vier Schüsse wurden abgegeben, vier Zivilisten ließen ihre Waffen fallen und stürzten wie vom Blitz getroffen mit durchschossenen Schädeln zu Boden.

Magnus empfand große Hochachtung für die unaufgeregte Präzision, mit der die Südstaatler vorgingen. Männer wie diese wären für jede Truppe eine Bereicherung gewesen.

Die Tür eines der kleinen Gebäude auf dem Dach stand offen. Plötzlich erschien ein großer, fülliger Kerl im Blaumann in der Öffnung. Auch er trug eine kugelsichere Weste – und einen Ra-

ketenwerfer! Er richtete die Waffe auf den Hubschrauber, und die Navy Seals reagierten wie ein Mann. Ihre Waffen ruckten hoch.

»Don't shoot!«* brüllte Magnus aus Leibeskräften, und seine befehlsgewohnte Stimme erzielte den gewünschten Effekt. Die Südstaatler zögerten für einen winzigen Augenblick – Zeit genug für den Deutschen, seine PG 45 abzufeuern. Er schoß auf die Brust, nicht auf den Kopf des Gegners. Auf die kurze Distanz entwickelte das große Geschoß eine höhere Durchschlagskraft als die Sturmgewehre.

Der Kerl im Blaumann wurde nach hinten gerissen und verlor den Raketenwerfer, den einer der Seals sofort sicherte.

Summers und Wittmann stürmten zu dem Mann, der reglos dalag. In seiner »kugelsicheren« Weste prangte unübersehbar ein Loch.

»Was für eine Wumme!« Der Amerikaner grinste anerkennend. »Aber warum haben Sie uns den Abschuß streitig gemacht, Hauptmann?«

»Wenn sich der Typ auch noch einen Kopfschuß eingefangen hätte, wäre es genauso schwierig gewesen ihn zu identifizieren wie die vier anderen da drüben. Am liebsten hätte ich ihm nur einen Streifschuß verpaßt, um ihn außer Gefecht zu setzen und dann zu verhören. Aber ich wollte es nicht riskieren, daß er vielleicht doch noch die Rakete abfeuert.«

Statt weitere Worte zu verlieren, gab Summers seinen Männern ein Zeichen. Das Dach wurde gründlich abgesucht, jeder Aufbau inspiziert. Es waren keine weiteren Gegner hier oben. Aber auch keine Atombombe.

Jedenfalls nicht auf den ersten Blick.

Der Sergeant Major setzte sich über Funk mit dem Sheriff in Verbindung.

Wenig später traf der auf dem Dach ein, weil die verbliebenen fünf Aufzüge nach einer raschen Überprüfung der Anlage wieder benutzt werden konnten.

---

* Nicht schießen!

Ein Blick auf den Toten im Blaumann genügte ihm, um ihn zu identifizieren: »Das war Sam Green, der Hausmeister. Ich habe ihn immer für einen patenten Kerl gehalten. Daß er ein Knecht der Yankees ist, hätte ich niemals für möglich gehalten!«

»Lassen Sie ihn obduzieren, Sheriff«, empfahl Magnus. »Ich bin sicher, daß man auf seiner Hirnrinde ein Implantat der AIn finden wird!«

Zwei Polizisten schleppten die große Kiste aufs Dach, in der die Navy Seals ihre Spezialausrüstung mitgebracht hatten. Mit dem Geigerzähler war die Bombe rasch entdeckt. Sie befand sich im Gehäuse eines der zahlreichen Klimakompressoren hier oben.

Nachdem die Tarnung entfernt worden war, entdeckte man eine herkömmliche »kleine« Wasserstoffbombe des Typs B28, die mit ihrer Sprengkraft von 1,1 Megatonnen TNT nicht nur Richmond, sondern auch das ganze Umland in eine radioaktive Gluthölle verwandeln konnte.

Während die Bombe ein schon etwas angejahrtes Modell war, handelte es sich bei ihrer Zündvorrichtung um die raffinierteste Installation dieser Art, die Magnus jemals gesehen hatte. Sie verfügte sogar über einen (momentan abgeschalteten) Notstromgenerator, der ein Funkgerät betrieb. Es war tatsächlich so, wie es in der Datei aus dem Pentagon stand: Nach mehr als 24 Stunden ohne Verbindung würde die Bombe automatisch auslösen. Angesichts der maroden Stromnetze in den USA war der kleine Generator mehr als nur notwendig.

Summers und seine Leute waren hervorragende Spezialisten, wenn es um das Entschärfen von Sprengfallen ging, und auch Magnus hatte einige Kenntnisse beizusteuern, die die Südstaatler verblüfften.

Doch auch ihrem kombinierten Sachverstand gelang es nicht, die Bombe zu entschärfen.

Lange nach Mitternacht stellte Magnus Wittmann eine Funkverbindung zu General Roberts her.

*

»Sie können die Bombe nicht entschärfen, Hauptmann? Das will mir nicht in den Kopf!« Lee E. Roberts verstand die Welt nicht mehr. »Was sagt denn Summers dazu?«

Der hörte natürlich mit und erklärte: »Es gibt keine Bombe, die wir nicht entschärfen können. Aber bei diesem speziellen Modell würde es Monate dauern, wenn wir sorgfältig vorgehen und nichts riskieren. Wenn wir es bis morgen früh versuchen, ist die Chance, daß sie bei dem Versuch hochgeht, meiner Meinung nach etwa vier zu eins. Webber schätzt sie sogar noch größer ein. Wenn Sie es befehlen, werde ich den Versuch unternehmen, General – aber die Chance, daß Richmond verglüht, ist verdammt groß.«

»Zu groß, Summers. Ich danke Ihnen für Ihren Einsatz und Ihre Opferbereitschaft, aber wir können es nicht riskieren, noch mehr Menschenleben aufs Spiel zu setzen. So schwer es mir auch fällt: Ich fürchte, uns bleibt nichts anderes übrig, als zu kapitulieren!«

Magnus ergriff wieder das Wort: »Ihre Haltung ist tadellos, General. Aber wenn ich mir erlauben darf, Ihnen einen Rat zu geben…« Er zögerte kurz.

»Reden Sie nicht lange um den heißen Brei herum, Hauptmann«, drang Roberts' Stimme aus dem Funk. »Die Lage ist dermaßen verfahren, daß ich für jeden Rat dankbar bin!«

»Bevor Sie etwas unternehmen, sollten Sie mit Thulemarschall Bittrich reden, General. Wenn ich einen Mann kenne, der Atomwaffen haßt wie die Pest, dann unseren guten alten ›Bärwolf‹. Ich glaube nicht, daß er Sie angesichts dieses abgefeimten Spiels der Yankees im Regen stehenläßt!«

3. Drohphase

Im unterirdischen Reich Thule galt dieselbe Zeit wie in Deutschland. Nur den Unfug der Sommerzeit hatte man hier nicht mitgemacht, so daß die Uhren jetzt 19.43 Uhr zeigten, während es in der Bundesrepublik schon 20.43 Uhr war.

Bernhard Bittrich, der höchste Offizier des Reiches und wegen des noch immer geltenden Kriegsrechts gleichzeitig auch oberster Politiker, hatte den Generalstab einberufen, um die neue Entwicklung auf dem amerikanischen Kontinent zu diskutieren. Denn obwohl ihm sein Amt das Recht dazu gab, allein zu entscheiden, sprach er sich lieber ab. Er wußte, daß ein Mensch sich um so öfter irrte, je einsamer er seine Entscheidungen traf.

Neben Bittrich gehörten 14 weitere Offiziere dem Generalstab an. Wie in allen militärischen Einheiten Thules wurde nicht auf Masse Wert gelegt, sondern auf Klasse.

Thulemarschall Bittrich betrat den Konferenzraum, ging zu seinem Platz am Kopfende des großen Tisches und nickte den Ordonnanzen zu. Sie verließen den Raum, so daß sich die 15 höchsten Offiziere des Reiches ohne Rücksicht auf mögliche Fragen der Geheimhaltung offen über jedes Thema austauschen konnten.

Pünktlich um viertel vor acht eröffnete der Marschall die Sitzung. »Sie alle sind über die Entwicklung in Nordamerika unterrichtet, die vielleicht etwas rasch, aber keinesfalls überraschend für uns kam. Seit dem Einsatz am Hindukusch wissen wir nun, *warum* einige Politiker mit den AIn* zusammenarbeiten, ohne von einem Implantat dazu gezwungen zu sein. Offen-

---

* Außerirdische Intelligenzen

bar ist für manche Menschen mit arischen Genen die Aussicht auf ein langes Leben in Gesundheit verlockend genug, um Verrat an der gesamten Menschheit zu begehen. Ich gebe es zu, diese Erkenntnis schmerzt, aber wir müssen den Tatsachen ins Auge blicken.

Darüberhinaus scheint vieles darauf hinzudeuten, daß es schon lange vor dem ersten Auftauchen der Fremden auf der Erde im Verborgenen operierende Interessengruppen gab – und gibt! –, die hinter den Kulissen an den Fäden ziehen und nichts anderes anstreben als die totale Macht über die Welt. Ich wäre nach den jüngsten Ereignissen nicht einmal überrascht, wenn diese Kreise die AIn ebenso für ihr schmutziges Spiel einspannen wie die Regierungen unseres Planeten.

Die Erhebung des Südens der USA könnte eine einmalige Chance für uns, ja für die gesamte Welt sein, diese Pläne zu durchkreuzen. General Roberts will unsere Gentests für alle im Süden zur Pflicht machen, so daß sich dort neben dem unseren der zweite Staat auf der Welt etablieren würde, dessen Bewohner ausnahmslos immun gegen die Einflüsterungen der AIn und ihrer Lakaien wären. Deswegen schlage ich vor, daß das Reich Thule die Konföderierten Staaten von Amerika offiziell anerkennt und mit allen Mitteln unterstützt. Ich bitte um Ihre Meinung!«

Bittrich war noch dabei, sich hinzusetzen, als Feldmarschall Georg Speidel, der Kommandant der vierten Panzerdivision »Heimatland«, wie von der Tarantel gestochen aufsprang. Mit hochrotem Kopf erklärte er: »Das würde Krieg bedeuten! Einen Krieg, für den wir noch nicht bereit sind!«

Generalmajor Heinrich Geyer, der die zweite Panzerdivision »Theoderich« befahl, entgegnete gelassen: »Seit der Falle in England befinden wir uns de facto im Krieg mit der NATO, also auch mit den USA. Daß wir hier davon bisher so gut wie nichts spüren, liegt nur an unserer Unangreifbarkeit unter ewigem Eis und kilometerdickem Gestein. Glauben Sie mir, Georg, die Amis wären längst hier, wenn sie nur könnten!«

Der in England geborene Gordon Stewart, der den gleichen Rang bekleidete wie Geyer und unter ihm in England gedient

hatte, ansonsten aber seine eigene Division (die fünfte mit Namen »Gotland«) befehligte, unterstützte seinen Freund: »Mit dem erneuten Aufstand des Südens ergibt sich für uns und für die gesamte Welt eine einmalige Chance, die Yankees zu schwächen. Wenn sich die Konföderierten diesmal behaupten können, werden die USA kaum noch in der Lage sein, mit dem Reich Thule so zu verfahren, wie sie es zweimal mit dem Deutschen Reich getan haben. Deswegen bin ich für eine uneingeschränkte Unterstützung der CSA.«

Es gab noch einige Diskussionen, bei denen sich neben Speidel auch Generalfeldmarschall Wernher von Paulus, der Chef der Aufklärungseinheiten, gegen eine Kriegserklärung an die Vereinigten Staaten aussprach. Bittrich war gelinde gesagt verwundert über die Uneinigkeit unter seinen höchsten Offizieren, aber er stellte auch fest, daß die Mehrzahl auf seiner Seite stand. Er schloß die Versammlung mit den Worten: »Wir dürfen uns die einmalige Chance, den Weltherrschaftsplänen der Yankees und ihrer Hintermänner endgültig einen Riegel vorzuschieben, nicht entgehen lassen. Deswegen werden wir die CSA in jedem uns möglichen Umfang unterstützen. Ich sehe allerdings ein, daß es ein großer Fehler wäre, den USA offiziell den Krieg zu erklären. Davon nehmen wir Abstand und definieren unsere Aktionen vor der Weltöffentlichkeit als Hilfseinsätze und humanitäre Missionen zur Friedenssicherung. Wir können die Propagandamaschine der westlichen Welt nur mit einer Art von Waffen schlagen: mit ihren eigenen!«

*

Als am nächsten Morgen die Sonne über dem Westatlantik aufging, lief die TS »Hindenburg« mit voller Fahrt auf die amerikanische Ostküste zu. Das gigantische Schiff pflügte mit 62 Knoten* durch die eiskalten Wogen. Obwohl es seinen optischen Tarnschutz noch aktiviert hatte, war es schon von weitem

* 117 km/h

zu erkennen. Denn der Koloß von mehr als 4000 Metern Länge und 807 Metern Breite erzeugte ein Kielwasser, das selbst noch aus dem Weltall zu sehen gewesen wäre, hätte nicht eine dichte Wolkenschicht den Himmel verhangen.

General zur See Hellmuth von Schirlitz, der Kommandant nicht nur des riesigen Flugzeugträgers, sondern auch der gesamten ihm unterstellten atlantischen Kriegsflotte Thules, ging 300 Kilometer vor New York auf Parallelkurs zum Festland, denn da sein Schiff 83 Meter Tiefgang hatte, konnte er nicht mehr viel näher an die Küste heranfahren. Aber das war auch nicht nötig.

Begleitet wurde die »Hindenburg« von einer Kampfgruppe aus sechs Schlachtschiffen der K-Klasse, zwölf Kreuzern, zahlreichen Zerstörern und einer U-Jagdgruppe. Hoch über der Flotte kreiste eine Arado Ar 666 P/FuMO und sorgte für die notwendige Luftraumüberwachung. Aber noch war alles ruhig.

Trotzdem gab von Schirlitz Befehl, daß immer mindestens 80 Jäger des Typs Me 1090 in der Luft zu sein hatten, um einen möglichen feindlichen Luftangriff schon im Vorfeld abzuweisen.

Da die Einsatzreichweite der kleinen, aber höchst kampfkräftigen Maschinen mit 590 Kilometer eher gering war, herrschte ein laufendes Kommen und Gehen auf der rechten der beiden Landebahnen. Wegen der hohen Geschwindigkeit, mit der die »Hindenburg« durchs Wasser pflügte, kamen die landenden Jäger schon nach kurzem Ausrollen zum Stehen und steuerten dann direkt die vordere Rampe an, über die sie unter das Panzerdeck gelangten. Hier, unter der Sicherheit von 3,72 Meter bestem Panzerstahl aus Thules Hochöfen, konnten sie in Ruhe aufgetankt und zur hinteren Rampe befördert werden, über die sie wieder aufs Flugdeck gelangten, um zu einem neuen Patrouillenflug zu starten.

Die Fenster der im Bug unterhalb des Flugdecks angeordneten Kommandobrücke waren noch nicht verschlossen, denn weit und breit war kein Feind in Sicht. Hauptmann Brüne, von Schirlitz' Adjutant, machte ihn auf einen Funkruf aufmerksam.
»General, der Thulemarschall für Sie!«

Der Kommandant trat an das nächste Funkgerät und meldete: »Zu Ihren Diensten, Marschall! Wir sind kampfbereit und warten nur noch auf Ihr Zeichen!«

»Das Zeichen werden Ihnen schon die Yankees geben, General. Es bleiben jetzt noch exakt sechs Stunden bis zum Ablauf des Ultimatums an die Südstaatler. Sobald unser Gespräch beendet ist, rufe ich die Präsidentin an. Ich gehe davon aus, daß die Amis unmittelbar danach die Kampfhandlungen beginnen werden, also seien Sie auf der Hut. Aber warten sie mit der Operation Gomorrha bis exakt X minus vier Stunden – es sei denn, Sie bekommen bis dahin einen gegenteiligen Befehl. Doch ich fürchte, dazu wird es nicht kommen! Viel Glück… und vor allem viel Erfolg, General! Die Völker von Thule und der CSA zählen auf Sie!«

»Ich bin mir dessen bewußt, Marschall. Und ich werde Sie nicht enttäuschen!«

*

Die amerikanische Präsidentin schlief gerne lang, auch in Zeiten der Krise. Sie ging auf die 60 zu und fand, daß sie viel Schlaf brauchte, um das Wenige an Schönheit, das ihr in die Wiege gelegt worden war, wenigstens noch halbwegs zu erhalten. Sie war der festen Überzeugung, daß jetzt wirklich langsam die Zeit gekommen war, um sie mit dem Verjüngungsserum zu behandeln. Doch die Mächtigen im Hintergrund, die sie ins Weiße Haus gebracht hatten, verweigerten ihr die Behandlung mit dem Hinweis auf den schweren Schlag, den die Thule-Truppen dem Programm am Hindukusch versetzt hatten – und den zu verhindern sie nicht in der Lage gewesen war.

Sie hatten ihr allerdings versichert, daß sie ganz oben auf der Liste der zu Behandelnden stand, sobald wieder ausreichend Serum verfügbar war. Sie vertraute darauf, daß die Mächtigen ihr Wort hielten. Etwas anderes blieb ihr sowieso nicht übrig.

Bis es endlich soweit war, mußte sie sich eben mit viel Schlaf behelfen, um wenigstens ein halbwegs frisches Aussehen zu behalten.

Daher war sie mehr als nur ungehalten, als sie an diesem Morgen schon kurz nach sechs Uhr geweckt wurde.

Es war ihr Stabschef Harlan Gilmore, der einfach die Tür zu ihrem Schlafzimmer öffnete und dabei nur der Form halber anklopfte.

Er wußte, daß die Präsidentin allein schlief, denn ihr Mann war vor einigen Tagen zu einer »Vortragsreise« in den Süden aufgebrochen. Es war ein offenes Geheimnis, daß es ihm bei diesen Reisen vor allem um Begegnungen mit möglichst vielen möglichst jungen Frauen ging. Durch den so überraschend ausgebrochenen Aufstand des Südens saß er momentan in Richmond fest. Nur deshalb hatte die Präsidentin die Stadt für die nächste Zündung ausgesucht.

Ursprünglich hatte sie sogar Richmond als erstes vernichten wollen, und Harlan Gilmore hatte mit Engelszungen auf sie einreden müssen, wie in den Notfallplanungen vorgesehen zuerst Atlanta auszulöschen – nicht nur, weil der erneute Untergang dieser Stadt einen viel höheren Symbolwert besaß, sondern vor allem auch deshalb, weil Atlanta um ein Vielfaches größer war als Richmond, das trotz seiner Geschichte heute kaum mehr als ein Provinzkaff auf dem Lande war.

»Harlan, was fällt Ihnen ein?« brummte die Präsidentin noch halb im Schlaf. Ungeschminkt und unfrisiert sah sie noch schlimmer aus als sonst: Ihre Augen waren verquollen, ihr Gesicht voller Falten.

»Ich bedaure sehr, Sie stören zu müssen, aber dieses Gespräch sollten Sie unbedingt persönlich annehmen, Mrs. President«, erklärte der Stabschef und hielt ihr das Telefon hin. »Bernhard Bittrich ist in der Leitung.«

»Der Obernazi?« Auf einmal war Sie hellwach und griff nach dem Hörer. Gilmore steckte sich einen kleinen Empfänger ins Ohr, über den er drahtlos mithören konnte.

»Das habe ich gehört, Verehrteste, und es freut mich, daß Sie sich zu derart haltlosen Beleidigungen herablassen müssen, um ihre Wut zu übertünchen. Deshalb will ich Ihre Wut auch gleich noch ein wenig anheizen: In knapp zwei Stunden, exakt um acht Uhr Ortszeit, werden wir New York bombardieren.«

Die Präsidentin wurde ebenso blaß wie Harlan Gilmore. Der holte ein Mobiltelefon aus der Tasche und flüsterte hinein. Seine Chefin fragte derweil: »Sie... Sie erklären uns den Krieg?«

»Keinesfalls. Betrachten Sie den Angriff einfach als letzte Warnung!«

Immer mehr Mitarbeiter der Regierung strömten ins Schlafzimmer, zivile und uniformierte. Gilmore hatte das Telefon inzwischen auf Lautsprecher geschaltet, so daß jeder mithören konnte.

Während die Präsidentin – der es jetzt völlig egal war, daß sie nur ihren seidenen Pyjama trug, dessen Oberteil es nicht verbergen konnte, daß sich das, was sich bei den meisten Frauen oben in diesem Teil befand, bei ihr unbarmherzig zur Leibesmitte hin abgesenkt hatte – ihren Mitarbeitern Zeichen gab, die Evakuierung von New York einzuleiten, versuchte sie verzweifelt, Bittrich hinzuhalten. »Egal, wie Sie das nennen – wenn Sie das tun, befinden Sie sich mit uns im Krieg!«

»Wenn Sie das so sehen, steht es Ihnen frei, dem Reich Thule offiziell den Krieg zu erklären. Wir hingegen sind die amerikanische Salamitaktik ein für allemal leid, Madame. Sie schicken mit Waffen beladene Passagierschiffe wie die ›Lusitania‹ absichtlich ins Verderben, um einen Kriegsgrund gegen Deutschland zu finden. Sie eskortieren feindliche Geleitzüge mit Ihren Zerstörern, um einen Kriegsgrund gegen Deutschland zu finden. Und wenn das nicht funktioniert, opfern sie fast dreitausend ihrer eigenen Soldaten in Pearl Harbor, um endlich gegen Deutschland in den Krieg ziehen zu können, weil Sie wissen, daß das Reich seiner Bündnisverpflichtung gegenüber Japan auf jeden Fall nachkommen wird. Nun meinen Sie, Sie hätten Deutschland endgültig besiegt – und dann kommen wir und ordnen uns den Weltherrschaftsplänen Ihrer mit den AIn kooperierenden Strippenzieher einfach nicht unter. Also beginnen Sie wieder mit dem alten Spiel und versuchen unsere Truppen in England in einen Hinterhalt zu locken. Pech für Sie, daß das ebensowenig funktioniert hat wie Byrds erster Angriff 1947. Aber Sie glauben wohl, wir müßten froh sein, in unserer warmen Höhle zu sitzen und Ruhe vor Ihnen zu haben – doch dieser

Eindruck täuscht, Verehrteste! Wir betrachten Ihr Treiben als Verrat an der gesamten Menschheit und sind nicht länger bereit, es hinzunehmen!«

»Aber deswegen müssen Sie doch nicht New York bombardieren! Ausgerechnet New York!« Die Präsidentin versuchte sich jetzt als Bittstellerin – doch sie biß auf Granit.

»Wir hatten Ihnen in aller Deutlichkeit erklärt, daß wir uns aus Ihrem Bürgerkrieg heraushalten, solange sie keine Atomwaffen einsetzen, und dennoch haben Sie Atlanta vernichtet!« Bittrichs Stimme klang jetzt hart wie ein Reibeisen. »Schlimmer noch: Um ihres eigenen Vorteils willen würden sie jede Stadt der USA verglühen lassen – mit Ausnahme von New York und Washington. Ja…«

Die Präsidentin wollte etwas sagen, aber der Marschall ließ sie nicht zu Wort kommen (was bei einer Frau wie ihr eine reife Leistung war). »… wir haben die Datei ›Mögliche Anschläge‹ gründlich ausgewertet und sie ins weltweite Datennetz gestellt – mitsamt der interessanten Notizen Ihres Herrn Verteidigungsministers.«

»Die… das… das ist eine Fälschung!« Ihre Stimme klang jetzt schrill.

»Selbstverständlich, meine Liebe. Die Vernichtung von Atlanta und die scharfen Bomben in allen anderen Städten ihres Landes, alle an den in der Datei genannten Adressen – alles eine Fälschung. Was Sie brauchen, meine Liebe, ist eine tüchtige Lektion. Der Angriff auf New York wird nur eine Vergeltung für die Bombe in Atlanta sein.«

Das Gesicht der Präsidentin verzerrte sich zu einer Fratze aus Wut und Haß. »Also gut, schießen sie! Dann löschen wir Richmond aus. Und jeden Tag eine weitere Stadt. Oder vielleicht sogar jede Stunde eine! Wer wollte uns daran hindern?«

»Ich.« Bittrichs Stimme klang ebenso ruhig wie fest. »Wenn Sie nur eine einzige weitere Atombombe zünden, vernichten wir Washington. Und Sie persönlich dazu, Frau Präsidentin. Machen Sie das Ihrem Stabschef klar: Eine einzige weitere Atombombenexplosion ist Ihr Todesurteil, Madame!«

»Sie machen mir keine Angst, Nazi!«

»Das ist auch gar nicht meine Absicht. Ich will Ihnen nur klarmachen, mit welchen Konsequenzen Sie zu rechnen haben. Einen schönen Tag noch, Frau Präsidentin!«

*

Nur fünf Minuten, nachdem Thulemarschall Bittrich seine Verbindung mit Washington abgebrochen hatte, meldete die hoch über von Schirlitz' Flotte kreisende Aufklärungs-Arado den Start von Kampfflugzeugen auf einigen Fliegerhorsten an der Ostküste, die noch unter dem Befehl des Pentagon standen.

Da die Abfangjäger der »Hindenburg« schon in der Luft waren, dauerte es nicht lange bis zum ersten Feindkontakt. Die zwölf Luftraumüberwacher im Rumpf des mächtigen Arado-Nurflüglers wiesen den Maschinen den Gegner zu, der ihnen jeweils am nächsten war, und überspielten gleichzeitig die Daten für die Programmierung der Geräuschsuchköpfe der Luft-Luft-Raketen vom Typ Max X in die Bordrechner der »Libellen«, wie die kleinen Me 1090 im Truppenjargon genannt wurden.

Diese Raketen waren höchst effektiv und weder mit Hitzefackeln noch mit Düppeln zu täuschen.

Rasch waren die Libellen am Feind und feuerten die ersten Raketen ab.

Die Amerikaner antworteten ebenfalls mit Raketen – aber mit schweren AGM-84 »Harpoon«, die sie auf die Thule-Flotte abfeuerten, sobald sie die Küstenlinie überflogen hatten. Das rettete vielen ihrer Piloten das Leben, denn die Messerschmitts kümmerten sich nicht weiter um sie, wenn sie nach dem Schuß abdrehten, sondern jagten den Raketen hinterher.

Tatsächlich handelte es sich bei der AGM-84 eigentlich gar nicht um eine Rakete, sondern um einen schweren Flugkörper mit Düsenantrieb. Das Triebwerk des Herstellers Teledyne war einerseits die Stärke, andererseits aber auch die Schwäche der »Harpoon«: Es ermöglichte eine effektive Einsatzreichweite von rund 300 Kilometer, konnte das Geschoß aber nicht annähernd so stark beschleunigen, wie ein Raketenmotor es vermocht hätte. Mit rund 850 Kilometern in der Stunde war eine

AGM-84 im Vergleich zur Me 1090, die es fast auf die dreifache Geschwindigkeit brachte, langsam unterwegs.

Dennoch war sie verdammt gefährlich, wie Leutnant Markus Schindler bald erfahren sollte. Der junge, noch unerfahrene Pilot, der heute seinen ersten scharfen Einsatz flog, bekam von seinem Fliegerführer in der Arado drei Raketen zugewiesen, die er abzuschießen hatte. Ruhig und gelassen, wie er es in seiner Ausbildung gelernt hatte, ging er an die Aufgabe heran.

Er zog die Messerschmitt herum, schob den links neben dem Pilotensitz angeordneten Gashebel ganz nach vorn und nahm Kurs auf die erste der drei Raketen, die vom Bordrechner in sein Reflexvisier eingespiegelt wurden. Es gab keinen Grund zur Hast, denn bis zum Einschlag im Ziel würden noch knapp 20 Minuten vergehen.

Als der erste Flugkörper in Sicht kam, nahm Schindler Gas weg und fuhr die Luftbremsen aus. Bald war er nur noch unwesentlich schneller als die knapp einen Kilometer vor ihm fliegende Harpoon. Er gab eine erste Salve mit dem Bordgeschütz ab, die das Geschoß knapp verfehlte.

Schindler atmete einmal tief durch und zielte erneut: Volltreffer! Die Zweizentimetergranaten sägten ins Triebwerk der Harpoon, die augenblicklich abstürzte und mit einem völlig unspektakulären Platscher in den Atlantik fiel.

Noch zwölf Minuten. Schon gab Schindler wieder Vollgas und jagte der nächsten Harpoon hinterher, die er auf die gleiche Weise abschoß wie die erste. Er hatte erst seinen halben Munitionsvorrat verbraucht, allerdings blieben auch nur noch sechs Minuten bis zum Einschlag des letzten Geschosses.

Also schob Schindler den Gashebel diesmal über den Druckpunkt hinaus weiter nach vorn und zündete so den Nachbrenner. Die mächtige Turbine vom Typ Junkers Jumo 1014 spuckte einen meterlangen Feuerstrahl aus und schob den kleinen, leichten Jäger mit Urgewalt voran.

Als die letzte Harpoon in Sichtweite kam, war Schindlers Messerschmitt schon mehr als 2000 Kilometer pro Stunde schnell. Sofort nahm er das Gas raus, betätigte die Luftbremsen und feuerte die Rotationskanone vom Typ HF 21 ab, was die

Maschine wegen des enormen Rückstoßes der Waffe weiter abbremste.

Doch Schindler hatte einen winzigen Fehler begangen: Das automatische Kontrollsystem des Jägers verhinderte ein Ausfahren der Luftbremsen bei Überschallgeschwindigkeit. Gleich die erste Garbe saß im Ziel und traf den Sprengkopf der Harpoon. 360 Kilogramm Hochbrisanzsprengstoff zerlegten die Waffe in eine Wolke aus Metallsplittern, der die kleine Messerschmitt wegen ihres viel zu hohen Tempos nicht mehr ausweichen konnte. Der junge Pilot hatte wahnsinniges Glück, daß keines der Trümmerteile die Haube der Pilotenkanzel durchschlug, aber das Triebwerk seiner Maschine explodierte beinahe augenblicklich. Im letzten Augenblick konnte sich Schindler mit dem Schleudersitz aus dem brennenden Wrack schießen.

Gut 20 Minuten mußte er in einem winzigen Schlauchboot mitten im kalten Atlantik ausharren, bis ein Zerstörer der Thule-Flotte heranlief und ihn an Bord nahm.

*

Eine Minute vor acht gab General von Schirlitz seinem Adjutanten Brüne einen Befehl: »Jetzt wollen wir die Yankees mal so richtig ärgern, Hauptmann. Die wissen sowieso, wo wir sind – also können wir auch Flagge zeigen!«

Brüne schmunzelte und rief mit einem einfachen Tastendruck eine schon vorprogrammierte Einstellung für das optische Tarnsystem der »Hindenburg« ab. Diese Anlage war einzigartig auf der Welt und konnte nur deswegen funktionieren, weil nur ein Schiffsgigant wie der Flugzeugträger Platz genug für den Einbau eines Höchstleistungsrechners vom Typ Zuse XII C bot. Denn bei aktivierter Tarnung bestimmte der Rechner, wie das Schiff aussah.

Alle Bereiche der »Hindenburg« oberhalb der Wasserlinie waren mit einer extrem starken FKB-Folie* überzogen.

* Flüssigkristallbildschirm-Folie

Tatsächlich reichte die Folie noch einige Meter unter die Wasserlinie hinab, so daß der Schiffsrumpf auch bei starken Wellenbewegungen niemals blanken Stahl zeigte. In die Bordwand integrierte Kameras leiteten ihre Aufnahmen an den Rechner, der sie bearbeitete, zusammensetze und dann auf der gegenüberliegenden Bordwand darstellte.

Das führte dazu, daß man selbst aus großer Nähe den Eindruck hatte, einfach durch das mehr als 100 Meter aus dem Wasser ragende Schiff hindurchzusehen. Auf dem Flugdeck wurde ein vom Rechner erzeugtes Bild der Wasseroberfläche gezeigt, das von der Umgebung nicht zu unterscheiden war.

Das änderte sich mit Brünes Knopfdruck. Ein riesiges Bild wurde auf das Flugdeck und die Bordwände projiziert, das ein grafisch begabter Flugzeugwart in der letzten Nacht gezeichnet und ins Bordnetz gespeist hatte, verbunden mit einer kleinen Anfrage an den Kommandanten, ob man dieses Bild nicht vielleicht beim Ausbruch von Kampfhandlungen zeigen könnte. Und da es in den Thule-Truppen wesentlich weniger formell zuging als in jeder anderen Streitkraft auf der Welt, hatte von Schirlitz das Bild nicht nur sofort gesehen, sondern auch dem vorgeschlagenen Verwendungszweck begeistert zugestimmt.

Die fotorealistisch gestaltete Zeichnung zeigte zwei Männerhände, die einander ergriffen. Auch die Unterarme waren im Bild. Über jedem hing eine Flagge: über dem einen der Gotenadler Thules, über dem anderen »Ol' Dixie«, die Flagge der Konföderierten Staaten von Amerika.

Die Symbolik war klar: Thule und die CSA reichten sich die Hände, um Seite an Seite jeder Herausforderung zu trotzen. Diese auf vier Kilometer Länge aufgeblasene Darstellung war noch aus dem Weltall zu erkennen und eine deutliche Botschaft an die Regierung in Washington.

Für den Fall, daß man dort immer noch nicht verstehen sollte, begann die Übermittlung der zweiten, noch wesentlich deutlicheren Botschaft genau um acht Uhr, vier Stunden vor dem Ablauf des Ultimatums von Richmond.

Auf die Sekunde genau eröffneten die in 78 Doppeltürmen untergebrachten Schienenkanonen der »Hindenburg« das Feuer

auf New York. Zur gleichen Zeit schossen auch die sechs Schlachtschiffe ihre schweren Kanonen ab, so daß 228 Granaten vom Kaliber 60 Zentimeter auf die unglückliche Metropole zujagten. Die Schlachtschiffe, die wie der Flugzeugträger parallel zur Küste fuhren, schossen zusätzlich mit den auf der Landseite gelegenen je zehn Rohren ihrer Mittelartillerie, schnellen Schienenkanonen des Typs SK 20.

4. Beschußphase

Eine vereinzelte Heinkel He 1098 kreiste über New York. Der große, vollständig aus modernsten Kunststoffen gefertigte Jagdbomber war dank seiner ausgezeichneten Tarnkappenfähigkeit von der amerikanischen Funkmeßortung nicht erfaßt worden. So würde es auch bleiben, bis Oberst Gero Denen, der Geschwaderkommandant des siebten Jagdbombergeschwaders »Hans-Ulrich Rudel«, Waffen einsetzte oder sein bordeigenes Funkmeßgerät einschaltete. Doch das hatte er nicht vor, denn er war nur als Beobachter über der Stadt.

Die Funkverbindung zur »Hindenburg« lief über einen Satelliten und war von den Amerikanern weder anpeil- noch abhörbar. Trotzdem beschränkte der Pilot die Kommunikation mit dem Trägerschiff auf das Notwendigste.

Rings um New York herrschte das Chaos, jeder wollte die Stadt so schnell wie möglich verlassen – was natürlich in der kurzen Zeit seit dem Eintreffen der Warnung aus Washington nicht möglich war. Es war zu Schießereien um die wenigen begehrten Plätze in den Hubschraubern gekommen. Einer war vom Landeplatz auf dem Dach des Pan-Am-Gebäudes in die Tiefe gestürzt, als der Pilot mitten im Startvorgang von einem Querschläger getroffen worden war.

Kurz vor acht Uhr hatte es schon mehrere hundert Tote und Verletzte gegeben, ohne daß die Thule-Truppen auch nur einen einzigen Schuß abgegeben hätten.

Exakt um acht Uhr und 29 Sekunden schlug die erste Salve ein. Die Schienenkanonen konnten auf die für sie »kurze« Distanz von rund 300 Kilometern nicht mit voller Kraft abgeschossen werden, weil die Granaten sonst entweder weit über New York hinausgeflogen wären oder man eine ballistische

Bahn hätte wählen müssen, die in den erdnahen Raum geführt und die Flugdauer der Geschosse trotz höherer Geschwindigkeit fast verdoppelt hätte.

So aber feuerte man mit einer Mündungsgeschwindigkeit von weniger als neun Kilometern in der Sekunde auf einer relativ flachen Bahn. Außerdem verbrauchte man so weniger Energie pro Schuß, und die Speicherbänke der schweren Kanonen luden sich schneller wieder auf. Die großen Geschütze konnten so alle 29 Sekunden eine Salve feuern, die kleineren SK 20 alle vier.

*

Auf der Brücke der »Hindenburg«, deren Fenster jetzt mit massiven Panzerplatten verschlossen waren, herrschte ruhige Betriebsamkeit.

»General, die Arado meldet das Auslaufen großer Flottenverbände aus den Häfen an der Ostküste«, sagte Hauptmann Brüne mit ruhiger Stimme.

»Gut, schicken wir ihnen die Schlachtflotte entgegen. Unsere Aufgabe in New York können wir auch ohne die Dickschiffe erledigen!«

Bei jeder neuen Salve lief ein Wummern durch das mächtige Schiff. Die Schienenkanonen der »Hindenburg« kamen ohne menschliche Bedienung aus. In den Panzertürmen befanden sich die automatische Munitionszufuhr und die Speicherbänke, in denen die Energie für den nächsten Schuß bereitgestellt wurde.

Höhen- und Seitenrichtung der Geschütze übernahm der zentrale Rechner mittels der eingebauten Stellmotoren.

Während die Geschütze feuerten, fuhren über die hintere Rampe 120 He 1098 auf das Flugfeld. Sie nahmen weit genug von den Geschütztürmen entfernt Aufstellung, um nicht von den Druckwellen der davonrasenden Brisanzgeschosse beeinträchtigt zu werden. Wenn General von Schirlitz sich nicht schwer getäuscht hatte, würden sie allerdings nicht mehr lange hier warten müssen.

*

Oberst Denen sah von seiner luftigen Warte aus genauer als ihm lieb war, wie die erste Salve in die Hafenanlagen an der West Street von Manhattan einschlug und sie völlig vernichtete. Jede der Sechzigzentimetergranaten wog 1,8 Tonnen und enthielt 1,2 Tonnen Hochbrisanzsprengstoff. Die Einschläge hatten eine verheerende Wirkung.

Mit belegter Stimme meldete der Pilot, daß die beabsichtigten Ziele mit höchster Präzision getroffen worden waren. Er wußte, daß nicht ganz New York beschossen werden sollte, obwohl Thulemarschall Bittrich das angekündigt hatte. Aber es war ihm vor allem darum gegangen, die amerikanische Präsidentin zu erschrecken. In einem Krieg ging es auch immer darum, den Feind möglichst zu beeindrucken. Mehr als einmal schon waren überlegene Heere von schwächeren Kräften geschlagen worden, nur weil sie sich fürchteten.

Die Thule-Truppen waren keine Barbaren, und so hatte der Marschall befohlen, nur Manhattan unter Feuer zu nehmen. Hier wußte man das Finanz- und vermutete somit das Machtzentrum der Gruppe, die man für die heimlichen Herrscher der USA und die inoffiziellen Verbündeten der AIn hielt.

Die nächste Salve lag 50 Meter weiter ostwärts, so daß abzusehen war, daß nach etwa 30 Salven das Einsatzziel erreicht und Manhattan vernichtet war. Unten auf den Straßen brach jetzt natürlich das völlige Chaos aus, und da die meisten anderen Fluchtwege von der Insel entweder verstopft oder durch Granateinschläge zerstört waren, strömten Hunderttausende in den Central Park, wo sie auf Sicherheit hofften – und sie auch fanden.

Mit äußerster Präzision fraßen sich die Granaten durch die Hochhausschluchten New Yorks, sparten den mit Menschen überfüllten Central Park jedoch aus. Und anders als auf den Dresdner Elbwiesen 1945 jagten diesmal keine Tiefflieger über die verängstigten Menschen, die nicht mehr hatten retten können als das nackte Leben. Denn jeder Angehörige der Thule-Truppen kannte den obersten Grundsatz der Führung: Echte Deutsche bleiben menschlich und sind keine Mörder!

Daß es auch in der deutschen Geschichte verkommene Subjekte gegeben hatte, die ihren niedrigsten Instinkten freien Lauf ließen, änderte nichts an dieser ebenso einfachen wie ehernen Tatsache. Im Gegenteil: Solche Barbaren hätten in Thule nicht lange überlebt.

Selbstverständlich versuchte man auch die Kirchen auszusparen, weil man wußte, daß in Zeiten der Not viele Menschen dort Zuflucht suchten, konnte aber trotz aller Anstrengungen nicht immer verhindern, daß sie von den Trümmern der sie umgebenden Hochhäuser getroffen wurden.

Gero Denen filmte das Chaos unter ihm mit den zahlreichen Kameras, die man statt Waffen in den ausfahrbaren Behältern seiner Maschine installiert hatte. Die Aufnahmen würden später von der Informationsabteilung des OKT bearbeitet und zusammengeschnitten sowie ins weltweite Computernetz eingespielt werden. Es galt, in den Augen der Weltöffentlichkeit den Mythos der Unbesiegbarkeit der USA zu brechen und das Reich Thule als neue, ernst zu nehmende Macht zu etablieren.

Als die Untergeschosse des Empire State Building von vier Volltreffern zerfetzt wurden und die hohe Nadel des Gebäudes ins Wanken geriet, fiel dem Piloten etwas auf. Langsam, unmerklich zuerst, dann aber immer schneller kippte das berühmte Gebäude zur Seite, brach schließlich, als es eine Schräglage von etwa 45 Grad erreicht hatte, noch einmal auf halber Höhe durch und zerlegte sich dann in eine Wolke aus Staub und Trümmern. Jetzt erst wurde Denen bewußt, daß so oder ähnlich jeder der beschossenen Wolkenkratzer zusammengebrochen war. Nicht ein einziges Gebäude war auf die merkwürdige, fast chirurgisch präzise Art in sich zusammengefallen wie im Jahr 2001 die beiden Türme des World Trade Centers. Er setzte diese Erkenntnis in Zusammenhang mit der Notiz des Verteidigungsministers: »Es wird nicht mehr so aufwendig sein, Kriegsgründe zu finden wie 2001« – und nun stand für ihn felsenfest, wer die Anschläge damals ausgeführt hatte und warum.

Unwillkürlich schüttelte es den Piloten, und für einen Augenblick wurde die Flugbahn der Heinkel ein wenig unruhig. Dann hatte Oberst Denen sich wieder im Griff.

*

»General! Die Yankees ziehen alles, was fliegen kann, von der Front mit den Südstaaten ab und werfen es uns entgegen!« Ein Fahnenjunker, der die Verbindung zu FuMO-Arado hoch über der Flotte hielt, bekam seine Aufregung nicht wirklich in den Griff und brüllte laut durch die Brücke.

Einige Augen wandten sich Hellmuth von Schirlitz zu, doch der Befehlshaber konnte sich noch gut daran erinnern, selbst einmal jung gewesen zu sein. Der Fahnenjunker wußte, daß sein Verhalten inakzeptabel war, denn unmittelbar nach seinem spontanen Ausruf lief er puterrot an. Das genügte dem General. Eine Zurechtweisung hätte den Lerneffekt bei dem jungen Mann nicht weiter verstärkt.

»Damit war zu rechnen«, erklärte von Schirlitz. »Lassen Sie die Heinkels starten, und schicken Sie auch unsere restlichen Libellen nach oben. Sobald das erledigt ist, starten die Tanker, damit die Jäger nicht laufend zwischenlanden müssen und unsere Artillerie behindern!«

Der Angriff auf New York wurde ganz bewußt nur von den Schiffsgeschützen und nicht mit Bombern durchgeführt, weil man zum einen damit rechnete, daß die Amerikaner alles in ihrer Macht Stehende tun würden, um ihre heimliche Hauptstadt zu verteidigen, und es andererseits nicht auszuschließen war, daß die AIn ihr Machtzentrum auf der Erde mit Flugscheiben verteidigt hätten. Und da es vornehmste Aufgabe eines jeden Kommandanten war, die Verluste der ihm anvertrauten Soldaten so gering wie nur möglich zu halten, ließ von Schirlitz die schweren Bomber unter Deck.

Jäger und Jagdbomber hingegen wurden jetzt ausnahmslos in die Luft gebracht. Die beiden jeweils 150 Meter breiten Startbahnen boten je vier Maschinen nebeneinander Platz, und da die »Hindenburg« mit Höchstgeschwindigkeit lief, verkürzte sich der Anlaufweg der Maschinen erheblich. Das führte dazu, daß die Bahnen geteilt werden konnten: Auf den innenliegenden Rollwegen rückte jede zweite Maschine zwei Kilometer nach

vorn und startete dann von der vorderen Hälfte der Bahn, so daß der Flugzeugträger alle zehn Sekunden 16 Maschinen in die Luft brachte.

Während sich die Messerschmitts auf den Feind stürzten und ihn in heftige Luftschlachten verwickelten, wichen die Heinkels den Kämpfen möglichst aus, was ihnen wegen ihrer Tarnkappeneigenschaften auch fast immer gelang. Erst kurz vor ihren Zielen fuhren sie ihre Waffenbehälter aus und wurden durch deren Reflexionen auf den Bildschirmen der feindlichen Luftraumüberwachung sichtbar.

Doch dann war es zu spät.

Die Heinkels waren für diesen Einsatz ausschließlich mit Raketen des Typs »Balmung 4« ausgerüstet. Diese Spezialflugkörper wogen 437 Kilogramm, hatten einen gepanzerten Kopf und enthielten 341 Kilo Hochbrisanzsprengstoff. Die »Balmung 4« war speziell für den Einsatz gegen Startbahnen vorgesehen. Sie erreichte unmittelbar vor dem Einschlag eine Geschwindigkeit von mehr als 500 Meter in der Sekunde und durchschlug auch die dickste Betondecke. Der Raketenmotor trieb sie tief in den Boden unter der Bahn, wo sie schließlich explodierte. Dabei entstand ein Krater von mehr als 20 Metern Durchmesser und sieben bis acht Metern Tiefe.

Die für schnelle Düsenflugzeuge unerläßliche glatte Startbahn wurde so viel effektiver zerstört als mit normalen Bomben. Pro Bahn verschoß eine Heinkel sechs »Balmung«, die in Abständen von 250 Metern einschlugen und so ihre Nutzung auf Wochen hinaus unmöglich machten.

Als die Amerikaner bemerkten, was die Deutschen vorhatten, war es schon zu spät. Sie zogen ihre Jäger vom verlustreichen Kampf über dem Atlantik zurück, um wenigstens die Heimatbasen zu schützen, doch die Heinkels hatten schon ihre Nachbrenner gezündet und jagten mit fast 3000 Kilometern in der Stunde davon, befanden sich schon nach wenigen Minuten wieder im fast undurchdringlichen Schutzschirm, den die Messerschmitts um die Thule-Flotte legten.

Die Amerikaner mußten einsehen, daß ihre Anstrengungen vergeblich waren. Sie hatten fast 35 Prozent ihrer Flugzeuge

verloren, während die Verluste der Thule-Truppen nur knapp über acht Prozent lagen.

Und bei den Landungen auf den Ausweichplätzen – Autobahnen und Landstraßen – gab es weiteren Bruch, so daß die Verluste der US Air Force noch einmal anstiegen. Vor allem aber saßen die überlebenden Maschinen jetzt fest, konnten ohne ihre Wartungstrupps weder aufgetankt noch munitioniert werden.

Die Luftschlacht über dem Atlantik war schon vorbei, bevor sie richtig begonnen hatte. Und sie war für die Amerikaner zu einer Katastrophe geworden.

*

Doch noch gaben die USA nicht auf. Der Arado-Aufklärer meldete eine Kampfgruppe, die von Camden in New Jersey aus in See stach. Von Schirlitz stellte eine Messerschmitt ab, um die Gruppe einmal mit Höchstgeschwindigkeit zu überfliegen und die Schiffe dabei zu identifizieren. Die anderen Jagdmaschinen flogen weiterhin Luftraumabsicherung für die »Hindenburg« und ihre Begleitflotte.

Das Ergebnis des Aufklärungsflugs war überraschend – und doch wußte der General, daß einer seiner Kapitäne seit Jahren von der Gelegenheit träumte, die sich ihm jetzt bot. Er ließ sich eine Funkverbindung zur »Derfflinger« schalten. Sie war eines der modernen Schlachtschiffe der K-Klasse und stand unter dem Kommando von Oberst zur See Friedrich Marquardt.

Der spekulierte schon seit den ersten Zeichnungen für die neuen Schlachtschiffe über die Möglichkeiten eines klassischen Kanonenduells in Zeiten der Schienenkanone. Erst diese elektrisch betriebene Waffe hatte die Konstrukteure Thules auf die Idee gebracht, wieder Schlachtschiffe zu bauen. Dank neuer Fertigungsmethoden waren so auf der Thule-Werft in Patagonien Schiffe von bisher ungeahnter Panzerung und Schlagkraft entstanden.

Die Werft in Argentinien – genauer gesagt an der Atlantikküste ganz im Süden der Provinz Santa Cruz – lag auf exterritorialem Gelände, für das Thule mit sehr viel Rohöl bezahlte. Der

Preis war hoch genug, um die wenigen Regierungsmitglieder, die von der Existenz der Anlage in dem fast menschenleeren Gebiet wußten, ganz entgegen sonstiger südamerikanischer Gepflogenheiten zum Schweigen zu bringen.

Nicht einmal die Amerikaner, vor denen normalerweise nichts auf der Welt lange verborgen blieb, wußten von dieser Werft, auf der auch die riesige »Hindenburg« entstanden war.

In mancher privaten Stunde im Offizierskasino von Neu-Berlin hatten sich von Schirlitz und Marquardt über die Veränderungen in der Seekriegsführung unterhalten, die der technische Fortschritt Thules mit sich brachte. Natürlich hatten sie auch private Themen angeschnitten, und der General hatte erfahren, daß der Großvater des Obristen auf dem Schlachtschiff »Bismarck« zur See gefahren war.

Marquardt hatte den brennenden Wunsch geäußert, eines der neuen Schlachtschiffe übernehmen zu dürfen, und da von Schirlitz seine Fähigkeiten sehr hoch einschätzte, hatte er diesen Wunsch zusammen mit einer ausdrücklichen Empfehlung ans OKT weitergeleitet.

So war es gekommen, daß Marquardt seit der Indienststellung des Schlachtschiffs »Derfflinger« vor zwei Jahren als dessen Kommandant diente.

Die K-Klasse war vor allem dazu entwickelt worden, der einzigartigen und wegen der mit ihrem Bau verbundenen extremen Kosten im Prinzip unersetzlichen »Hindenburg« großräumigen Geleitschutz zu geben. Die Schiffe waren jeweils 598,42 Meter lang, 77,54 Meter breit und hatten eine Wasserverdrängung von 525 000 Tonnen. Die Panzerung war bis zu 438 Zentimeter dick, die maximale Fahrleistung betrug wie die der Hindenburg 63 Knoten.

Selbstverständlich waren die Schiffe atomgetrieben und so konstruiert, daß sie Funkmeßstrahlen kaum reflektierten. Auf die aktive optische Tarnung mußten sie verzichten, da ein entsprechender Rechner sie einfach zu teuer gemacht hätte.

Hauptbewaffnung waren zwölf Schienenkanonen SK 60 in vier Drillingstürmen, je zwei davon in Überhöhung vor und hinter den Aufbauten angebracht. Zur Abwehr kleinerer Kampf-

schiffe standen auf beiden Seiten je fünf Doppeltürme mit SK 20. In den Aufbauten strategisch verteilt fanden sich 30 funkmeßgesteuerte, vollautomatische Rotationskanonen Gustloff HF 21 M für die Nahbereichsabwehr, montiert in gepanzerten Einzelstellungen. Zusätzlich verfügten die Schiffe über ausfahrbare Mehrfachraketenwerfer für verschiedene Flugkörpertypen und vier Hubschrauber zur U-Bootabwehr, die in einer gepanzerten Halle vor dem C-Turm untergebracht waren.

Für Starts und Landungen wurde einfach eine Seitenwand der Halle heruntergeklappt und diente dann als Hubschrauberplattform.

Da die Schiffe weitgehend automatisiert waren, kamen sie mit 379 Mann Besatzung aus, während etwa die »Bismarck« im Jahr 1941 noch mit mehr als 2200 Mann an Bord gegen den Feind gefahren war.

Da General von Schirlitz wußte, wie sehr Oberst Marquardt auf ein Duell mit einem der letzten echten Schlachtschiffe brannte, erteilte er ihm offiziell den Befehl, die Kampfgruppe der »New Jersey« abzufangen. »Viele Kreuzer und Zerstörer kann ich Ihnen aber nicht mitgeben, da ich die ›Hindenburg‹ auf keinen Fall entblößen darf«, schloß er seine Anordnung.

»Wenn Sie es erlauben, General, möchte ich völlig auf Begleitschutz verzichten. Die ›Derfflinger‹ sollte in der Lage sein, aus eigener Kraft mit diesem Gegner fertigzuwerden. Ich möchte den Yankees zeigen, wie deutlich ihnen die Technik des Reiches Thule überlegen ist, und daß ihnen diesmal auch ihre ganze gewaltige Kraft zur Massenproduktion nicht den Sieg bringen kann. Wenn ich diese Schlacht richtig führe, kann das vielleicht viele zukünftige Auseinandersetzungen verhindern!«

Da die Luftangriffe der Amerikaner deutlich nachgelassen hatten und die wenigen Maschinen, die jetzt noch ab und zu aufstiegen, keine wirkliche Bedrohung mehr darstellten – sie wurden fast immer noch über der Küste von den Messerschmitts abgefangen –, stimmte von Schirlitz zu.

Die »Derfflinger« scherte aus dem Flottenverband aus und lief mit voller Kraft voraus nach Nordwesten, der »New Jersey«-Gruppe entgegen.

Oberst Friedrich Marquardt stand auf der Brücke seines mächtigen Schiffes und genoß diesen Augenblick. Er hatte dem General zwar von seinem Wunsch nach einem Kanonenduell mit einem Schlachtschiff der Alliierten berichtet, aber niemals von dem wahren Grund dafür gesprochen.

Marquardts Vater war 1941 geboren worden. Seinen eigenen Vater – Friedrichs Großvater – hatte er nie kennengelernt, denn der war zwei Wochen vor seiner Geburt mit der »Bismarck« in See gestochen. Nach den übereinstimmenden Aussagen mehrerer Überlebender hatte auch Marquardt senior die Selbstversenkung des Schlachtschiffs überlebt und war mit seiner Schwimmweste ins eiskalte Wasser des Atlantiks gesprungen in der Hoffnung, von den Zerstörern der Engländer gerettet zu werden. Doch die hatten nur wenige Männer an Bord genommen und waren dann mit hoher Fahrt davongelaufen, angeblich weil Gefahr durch deutsche U-Boote drohte. Dies allerdings war eine bewußte Falschmeldung gewesen, weil man möglichst viele der verhaßten Hunnen* hatte ertrinken lassen wollen – eines der vielen in diesem Krieg begangenen Verbrechen, das niemals gesühnt worden war.

Friedrichs Vater hatte an dieser Ungerechtigkeit schwer zu tragen gehabt, vor allem als sich nach den Wirren von 1968 der Umgang mit der deutschen Vergangenheit radikal verändert hatte und es niemanden mehr zu stören schien, wenn sein Vater, den er niemals hatte kennenlernen dürfen, weil er in unmenschlicher Art und Weise hilflos dem Tod überlassen worden war, ungestraft als »Mörder« beschimpft werden durfte, nur weil er als Wehrpflichtiger auf Seiten der Verlierer gekämpft hatte.

Am liebsten hätte Marquardt ja ein englisches Schlachtschiff versenkt, aber für den Bau solcher teuren Einheiten hatten die Engländer schon lange kein Geld mehr. In seinem ebenso glühenden wie irrationalen Haß auf Deutschland hatte Churchill das britische Weltreich verspielt – und galt auf der Insel trotz-

---

* Schimpfwort der Engländer für die Deutschen

dem auch noch heute als großer Held. Mochte einer die Engländer verstehen – Marquardt schaffte das nicht!

Da ihm nun kein englisches Schlachtschiff mehr vor die Rohre kommen konnte, mußte halt ein amerikanisches herhalten. Immerhin hatte die »New Jersey« schon im Zweiten Weltkrieg gedient.

Sobald er sich von der Flotte abgesetzt hatte, ließ der Oberst zwei der vier Bordhubschrauber starten. Sie entfernten sich zu beiden Seiten jeweils rund 20 Kilometer vom Schiff und hängten dann ihre Peilbojen ins Wasser, die sie an langen Drahtseilen hinterherzogen. Richtig eingestellt, konnten diese Bojen eine einzelne Makrele orten, aber eigentlich dienten sie der Jagd nach U-Booten. Die stellten die größte Gefahr für die »Derfflinger« dar, denn Priens U-Jagdgruppe beschützte selbstverständlich die Kampfgruppe der »Hindenburg«.

Tatsächlich ortete die Besatzung des im Osten eingesetzten Hubschraubers nach etwa einer Stunde ein einzelnes großes U-Boot, das mit hoher Fahrt vom offenen Atlantik heranlief. Ein kurzer Funkruf veranlaßte einen der beiden Reservehubschrauber, das Schlachtschiff zu verlassen und die Spürposition hier draußen einzunehmen. Währenddessen flog die Maschine, deren Beobachter das U-Boot entdeckt hatte, dem noch mehr als 50 Kilometer entfernten Feindobjekt entgegen.

Da das U-Boot getaucht war, konnte es den Hubschrauber nicht orten, und Flugzeuge der Amerikaner trauten sich nicht mehr in diesen Teil des Luftraums. Nur fünf Kilometer vor dem abzufangenden Objekt schoß der Hubschrauber in rascher Folge alle vier »Rotkäppchen«-Raketen ab, die er trug. Bei diesen Geschossen handelte es sich um Kavitationstorpedos, eine Art Unterwasserrakete, eigentlich entwickelt für das Abfangen gegnerischer Torpedos. Aber auch zur U-Bootabwehr waren sie hervorragend geeignet, wenn man den Zünder vor dem Abschuß entsprechend programmierte: Die »Rotkäppchen« schossen auch unter Wasser mit hoher Überschallgeschwindigkeit voran und durchschlugen jede noch so starke Hülle eines U-Bootes mit Wucht. Die verzögerte Zündung der Sprengladung sorgte dafür, daß die Waffe erst tief im Bauch des getauchten Schiffes

explodierte. Im Zusammenspiel mit dem in die Hülle gerissenen Loch ließ die Explosion das Schiff einfach zerplatzen. Der ungeheure Druck des umgebenden Wassers tat ein übriges.

Eigentlich wäre es nicht nötig gewesen, vier »Rotkäppchen« abzufeuern, da eines mehr als genug war. Allerdings handelte es sich um ein sehr großes Schiff, vermutlich um eines der zweiten »Seawolf«-Serie. Diese Boote waren 138 Meter lang und verdrängten mehr als 12 000 Tonnen Wasser. Der Hubschrauberpilot wollte kein Risiko eingehen.

Sekunden später zeigte ihm eine schmutzige, mit Metalltrümmern vermischte Wasserfontäne die Stelle an, an der das Feindschiff explodiert war.

Wurde ein U-Boot auf diese Weise vernichtet, gab es keine Überlebenden. Also lenkte der Pilot seinen Hubschrauber zur »Derfflinger« zurück, wo er neu betankt und munitioniert wurde. Er stand nun in Bereitschaft, falls die Maschine, die seine Suchposition übernommen hatte, ein weiteres U-Boot entdecken sollte. Doch von dieser Seite sollte dem Schiff keine Gefahr mehr drohen…

5. Kampfphase

Obwohl die hoch über dem Atlantik kreisende Aufklärungs-Arado die »Derfflinger« mit allen Daten versorgte, verfügte das Schlachtschiff natürlich auch über eine hochmoderne bordeigene Funkmeßanlage. Die Antennen des FuG* »Villach« saßen an der Spitze des mehr als 30 Meter hohen Hauptmastes und erlaubten so einen Blick hinter den Horizont. Oberst Marquardt wußte schon, daß zwei Kreuzer und sechs Zerstörer der »New Jersey« voranfuhren, um sein Schiff abzufangen.

Er hatte der Feuerleitzentrale Befehl gegeben, die Mittelartillerie genau dann einzusetzen, wenn die Feindschiffe ihre Raketen abfeuerten, denn ihre eigene Aufklärung wäre in diesem Augenblick sozusagen geblendet vom eigenen Feuer.

Die Feuerleitzentrale der »Derfflinger« war kaum mehr als ein nicht besonders großer Raum voller Rechner und Bildschirme im am besten geschützten Bereich des Schiffes. Da alle Waffensysteme an Bord vollautomatisch arbeiteten, konnten sie von hier aus zentral gesteuert werden, was ihre Effektivität noch einmal deutlich steigerte.

Anders als in früheren Zeiten waren für den Einsatz hier keine schneidigen Krieger, sondern Rechnerspezialisten gefragt. Oberleutnant Dirk von Buchwald, dem die Feuerleitzentrale unterstand, war der Prototyp dieser neuen Art von Spezialisten: 25 Jahre alt, mittelgroß, untersetzt, Brillenträger. Für einen Einsatz etwa in der Spezialeinheit von Magnus Wittmann wäre er niemals in Frage gekommen. Hier aber kämpfte man nicht mit dem Körper, sondern mit dem Verstand – und man mußte ein

---

* Funkgerät

fast intimes Verhältnis zu den Elektronenrechnern haben, die der »Derfflinger« erst die Kampfkraft verliehen, über die sie verfügte.

Von Buchwald hatte gleich im ersten Monat nach Indienststellung des Schiffes mehrere Fehler in den Steuerprogrammen der Rechner gefunden und behoben. Die Verbesserungen waren auch für die Schwesterschiffe der »Derfflinger« übernommen worden und hatten ihrem Urheber die Beförderung zum Oberleutnant eingetragen.

Nur fünf weitere Männer – vier Unteroffiziere und ein Fähnrich – arbeiteten hier unter seinem Befehl und setzten die Waffen des Schiffes stets genau so ein, wie der Kommandant oder die Situation es verlangten. Marquardt ließ von Buchwald und seinen Männern größtmögliche Freiheiten, denn er wußte, daß er sich auf sie verlassen konnte.

So wie jetzt: Als das »Villach«-Gerät den Abschuß von Raketen auf den noch unter dem Horizont befindlichen Feindschiffen meldete, gab von Buchwald mit einem Tastendruck die Mittelartillerie auf der Backbordseite frei. Mit einem leisen Wummern schickten die »kleinen« Schienenkanonen ihre Zwanzigzentimetergranaten los. Sie waren auf Dauerfeuer geschaltet und schossen so alle fünf Sekunden, sobald ihre Speicher wieder aufgeladen waren.

Der Fähnrich hatte die Aufgabe, den Geschützen ein neues Ziel zuzuweisen, sobald das bisherige Trefferwirkung zeigte. Das geschah durch simples Antippen von Symbolen auf einem berührungsempfindlichen Bildschirm. Die beiden Kreuzer wurden zuerst getroffen und drehten ab. Einer von ihnen stand in Flammen, wie eine über den Horizont steigende Rauchfahne zeigte.

Sofort wurde das Feuer auf die Zerstörer umgeleitet, die wegen ihrer höheren Geschwindigkeit und größeren Beweglichkeit nicht ganz so leicht zu treffen waren.

Von Buchwald wußte, daß er sich auf seine Männer verlassen konnte, und konzentrierte sich auf die heranjagenden Raketen. Mit dem linken Zeigefinger rückte er seine Brille auf der Nase zurecht, was bei ihm ein Zeichen für allergrößte Konzentration

war. Denn nachdem er die Gustloff-Schnellfeuerkanonen der Nahbereichsabwehr aktiviert hatte, mußte er nicht mehr viel tun – seine Aufgabe bestand im Prinzip nur noch darin, die fehlerfreie Funktion der Automatik zu überwachen.

Das System war so programmiert, daß es automatisch feuerte, sobald sich ein gegnerisches Geschoß dem Schiff auf mehr als sieben Kilometer näherte. Die Kernschußreichweite der Geschütze HF 21 M betrug nur 6,2 Kilometer, da sie noch mit herkömmlichen Pulvertreibladungen arbeiteten. Dafür erreichten sie eine Kadenz* von 38 000 Schuß in der Minute, was trotz aller konstruktiven Anstrengungen so ziemlich das Ende der Fahnenstange darstellte. Immerhin hatte es die HF 15 der Gustloff-Werke schon Ende 1944 auf 36 000 Schuß pro Minute gebracht. Glücklicherweise hatte man alle nicht in die Antarktis evakuierten Exemplare der Waffe ebenso wie ihre Konstruktionsunterlagen vernichten können, bevor sie den Raubkommandos der Alliierten in die Hände gefallen wären.

Also hatten sie ein entsprechendes System selbst konstruieren müssen, und selbst nach Jahrzehnten der Entwicklungsarbeit brachte es eine Nahbereichsabwehrwaffe wie die »Phalanx« nur auf 1550 Schuß pro Minute, und selbst die für Flugzeuge konstruierte »Vulcan« schaffte nur 6600.

Die HF 21 M der »Derfflinger« verfügten nicht nur über eigene Funkmeßgeräte, die nach Zielzuweisung durch den Hauptrechner die Kanone automatisch steuerten, sie waren auch untereinander vernetzt, so daß sichergestellt war, daß jede Kanone ein anderes Ziel ansprach.

Die Amerikaner hatten allerdings eine ganze Wolke von Raketen und Marschflugkörpern abgefeuert, die in höchst unterschiedlichen Flugbahnen heranjagten, manche dicht über dem Wasser, andere hoch oben in der Luft. Die »Derfflinger« verwandelte sich in einen feuerspeienden Vulkan, was nicht zuletzt der einzigartigen Munitionsversorgung der HF 21 M zu verdanken war, die mittels eines Gliederkettensystems erfolgte, das

* Feuergeschwindigkeit

von einem starken Elektromotor durch den Verschluß der Waffe gezogen wurde. Nach dem Abschuß der Granate blieb die Hülse in der Kette zurück und wurde wieder in die Munitionskammer tief im Bauch des Schiffes transportiert – im Reich Thule wurden keine wertvollen Rohstoffe verschwendet. Der größte Vorteil des Systems war aber sicherlich die enorme Kapazität von 100 000 Schuß pro Kette, die vielfach gewunden entlang der Torpedoschotts untergebracht war. Die Schlachtschiffe der K-Klasse waren nicht zuletzt deswegen so groß geraten, damit sie derart enorme Munitionsmengen mitführen konnten.

Von Buchwald behielt den Bildschirm der Nahbereichsabwehr fest im Blick. Obwohl die ersten Raketen mehr als sechs Kilometer vor dem Schiff explodierten, kamen einige der Geschosse bedenklich nahe. Eine »Harpoon« explodierte nur wenige Meter vor der Bordwand und sandte einen Splitterregen an Deck, der nur deswegen keine Opfer forderte, weil sich bei einem Kampfeinsatz kein Besatzungsmitglied dort aufhalten durfte. Es gab allerdings zahlreiche Schrammen im Panzerstahl, die Oberst Marquardt furchtbar ärgern würden. Was das Aussehen seines Schiffes anging, war er penibler als die penibelste Hausfrau.

Glücklicherweise hatten die Amerikaner ihr Feuer eingestellt und suchten ihr Heil in der Flucht, nachdem zwei Zerstörer durch Volltreffer der Zwanzigzentimetergeschütze gesunken waren. Von Buchwald stellte das Feuer ebenfalls ein. Er schoß nicht auf Flüchtlinge – und natürlich auch nicht auf die Zerstörer, die beidrehten, um die Überlebenden der versenkten Schiffe aufzunehmen.

Nun lief nur noch die »New Jersey« auf Angriffskurs, und sie würde schon sehr bald nahe genug heran sein, um ihre schweren Geschütze einzusetzen.

*

Oberst Marquardt ließ den Amerikaner auf der offenen Frequenz der Flotte anfunken und verlangte, mit dem Kommandanten der »New Jersey« verbunden zu werden. Der diensthabende

Funker verweigerte das allerdings unter Verweis auf seine Vorschriften. Die Stimmung des Thule-Offiziers wurde dadurch nicht gerade aufgehellt. »Also gut, Sie Paragraphenreiter, dann richten Sie Ihrem Kapitän von mir aus, daß ich ihm die Chance zu einem klassischen Kanonenduell biete. Ich werde die überlegene Reichweite meiner Schienenkanonen nicht nutzen und das Feuer nicht eröffnen, solange Sie nicht auf Schußdistanz Ihrer Geschütze heran sind. Außerdem gewähre ich Ihnen das Recht der ersten Salve!«

Wortlos unterbrach der Amerikaner die Verbindung, aber er hatte die Botschaft wohl an seinen Kommandanten weitergeleitet, denn die »New Jersey«, die noch knapp 100 Kilometer von der »Derfflinger« trennten, startete eine ganze Salve von Raketen und Marschflugkörpern.

Natürlich hätte auch das Thule-Schiff Raketen einsetzen können, aber die waren nun einmal wesentlich teurer als einfache Granaten. Und ebenso natürlich hätte es den Amerikaner schon auf viel größere Distanz mit Schienenkanonen unter Feuer nehmen können.

Aber Oberst Marquardt wollte dem Gegner eine Lektion erteilen. Er sollte Gelegenheit zur Feindberührung haben, um auch wirklich den richtigen Eindruck von der Überlegenheit der Deutschen zu bekommen. Er drückte den Knopf für die Direktverbindung in die Feuerleitzentrale: »Von Buchwald, wir fallen kurz querab, damit Sie die Geschosse der Amis optimal abfangen können. Und während Sie schon dabei sind, schießen Sie zur Warnung mit vier schweren Rohren eine Raute um die ›New Jersey‹, Abstand 50 Meter.«

»Zu Befehl!« Während sich seine Männer um die heranjagenden Flugkörper kümmerten, löste der Oberleutnant die drei Rohre von Turm A sowie das mittlere des B-Turms aus. Rund zehn Sekunden später ließen die Granaten je 50 Meter vor, hinter und zu beiden Seiten der »New Jersey« hohe Wasserfontänen aufsteigen. Obwohl das Schlachtschiff mit voller Fahrt lief, saß die Raute exakt, was auch den Amerikanern aufgefallen war – denn sie stellten augenblicklich den Abschuß weiterer Flugkörper ein.

Oberst Marquardt wollte sein Kanonenduell – und er sollte es bekommen.

*

Die neun 40,6-cm-Geschütze der »New Jersey« hatten eine effektive Reichweite von rund 38 Kilometern, aber das Schlachtschiff eröffnete das Feuer erst auf eine Distanz von 30. Da beide Gegner frontal aufeinander zuliefen, konnte es nur die beiden vorderen Drillingstürme abfeuern. Marquardt befahl ein Ausweichmanöver hart nach Steuerbord, denn auch die konventionellen Geschütze des Amerikaners feuerten mit nur wenig seitlicher Abweichung.

Doch da die Treibladungen aus konventionellen Pulversäcken bestanden, gab es in der Längsrichtung durchaus Unterschiede, die bei einem so großen Gegner wie einem Schlachtschiff fast immer zu ein oder zwei Treffern führten. Auf diese Weise hatte 1941 die »Bismarck« die fast frontal auf sie zulaufende »Hood« getroffen und versenkt.

Die Amerikaner allerdings mußten ihre Zieleinrichtungen wohl erst auf die hohe Geschwindigkeit der »Derfflinger« einstellen, denn ihre Salve verfehlte das Thule-Schiff um mehrere hundert Meter.

Marquardt zögerte noch mit dem Feuerbefehl, da die »New Jersey« noch unter dem Horizont lag und somit von den Schienenkanonen nur getroffen werden konnte, wenn diese ihr Geschoßtempo deutlich reduzierten, so daß die Granaten sich ins Ziel senkten, anstatt darüber hinwegzujagen.

Die zweite Salve der »New Jersey« war besser gezielt, und so traten erneut die HF 21 M brüllend in Aktion. Acht der neun anfliegenden Geschosse brachten sie zur Explosion, das neunte prallte vom Panzergürtel ab und explodierte wegen seines Verzögerungszünders im Meer, ohne Schaden anzurichten.

Doch jetzt hatte die »Derfflinger« *noch eine* Schramme abbekommen, und Marquardt erteilte von Buchwald Feuerbefehl. Mit einem dumpfen Wummern spie die Hauptbewaffnung des Schlachtschiffs zwölf Sechzigzentimetergranaten aus. Der

Oberleutnant hatte panzerbrechende Munition mit Verzögerungszünder ausgewählt.

Weil diese relativ langsam abgefeuert wurde, um den dicht unter dem Horizont fahrenden Gegner treffen zu können, gelang es den »Phalanx«-Geschützen der »New Jersey«, sechs noch im Anflug zu vernichten. Die restlichen sechs hingegen schlugen in die Aufbauten ein und richteten schwere Schäden an.

Doch das schwergepanzerte Schlachtschiff war ein anderer Gegner als Kreuzer und Zerstörer. Es verlor zwar etwas an Fahrt, lief aber weiter auf die »Derfflinger« zu und schwenkte dann hart nach Steuerbord, bevor es die nächste Salve abfeuerte. Das ermöglichte ihm nicht nur den Einsatz aller drei Geschütztürme, durch dieses »Kreuzen des T« genannte Manöver war es nun theoretisch im Vorteil, da es das Thule-Schiff in dessen ganzer Länge beharken konnte, ihm selbst aber nun die Breitseite darbot und so den mit 31 Zentimetern besonders starken Seitenpanzer – aber nur einen auf die maximale Breite von 32,92 Meter beschränkten Raum für Treffer.

Bei einem Duell herkömmlicher Schlachtschiffe wäre die »New Jersey« nun trotz der schon erlittenen Schäden deutlich im Vorteil gewesen. Doch einerseits waren die Radarantennen ihrer Zielführung beschädigt oder zerstört, und die optischen Systeme hatten Schwierigkeiten, das hohe Tempo der »Derfflinger« zu berücksichtigen, so daß von der nächsten Salve nur eine Granate im Ziel lag und von der Nahbereichsabwehr vom Himmel geholt wurde wie eine Tontaube.

Andererseits waren die Schienenkanonen der Deutschen alles andere als gewöhnliche Geschütze. Oberleutnant von Buchwald war ganz aufgeregt, als die »New Jersey« über den Horizont heraufkam und sich seinen Zielerfassungsgeräten in ihrer ganzen Länge zeigte. Kurzerhand gab er dem Rechner den Befehl, die Sprenggranaten aus den drei Rohren des A-Turms wieder zu entfernen und durch wesentlich billigere Betongranaten zu ersetzen.

Dieser Vorgang dauerte ungefähr 20 Sekunden, in denen die »Derfflinger« weiter auf den Gegner zulief. Dann feuerte von Buchwald den vorderen Drilling ab.

Betongranaten waren einfache gußeiserne Hüllen, die mit herkömmlichem Beton ausgegossen wurden, in den man Baustahl eingefügt hatte. Durch die Luftreibung bei dem extrem hohen Tempo, mit dem sie verschossen wurden, heizten sich die Hüllen der Granaten bis zur Weißglut auf, so daß sie sich beim Auftreffen auf den Panzergürtel der »New Jersey« einfach hindurchschweißten. Durch die kurze Distanz bei dem Gefecht auf Sichtweite waren die Geschosse beim Einschlag noch mehr als 9 Kilometer in der Sekunde* schnell. Ihre stahlverstärkten Betonkerne rissen alles in Fetzen, was sich ihnen in den Weg stellte. Die drei Granaten reichten aus, um das Feindschiff in zwei Stücke zu zerreißen.

Von Buchwald hatte darauf geachtet, keine der Munitionskammern zu treffen, denn er wollte die »New Jersey« versenken, nicht aber zur Explosion bringen.

Als man auf der Brücke der »Derfflinger« den entscheidenden Volltreffer beobachtete, brach lauter Jubel aus. Marquardt gönnte seinen Männern und sich diesen Moment des Triumphes. Dann befahl er, abzudrehen und zur Hauptflotte zurückzukehren.

Über Funk ließ er den Amerikanern ausrichten, daß er gegen Zerstörer, die die Überlebenden der »New Jersey« bergen würden, nichts zu unternehmen gedachte. Marquardt war ein Mann von hohen ethischen Grundsätzen. Er gönnte keinem Menschen der Welt einen so furchtbaren Tod im eisigen Wasser, wie sein Großvater ihn hatte hinnehmen müssen.

Und er wußte, daß fast 2000 aus dem Wasser gefischte Überlebende alles andere als förderlich für die Kampfmoral der Yankees sein würden. Besiegte Kriegsheimkehrer, die von der Überlegenheit und Großmut des Gegners berichteten, waren etwas anderes als tote Helden, die den Kampfgeist befeuerten, weil sie zu Rachegedanken animierten.

Besiegte Kriegsheimkehrer waren die Saat der Unterwerfung unter die Sichtweisen des Feindes.

---

* Mehr als 30 000 km/h

6. Verhandlungsphase

Kurz nach dreizehn Uhr Thule-Zeit – also kurz nach acht Uhr Ortszeit in New York und Washington – bekam Thulemarschall Bittrich einen Anruf aus dem Weißen Haus. Er hatte damit gerechnet und sich daher von Denkena eine kleine Mahlzeit in seinem Büro servieren lassen.

Die amerikanische Präsidentin persönlich war am Telefon. »Hören Sie sofort mit der Beschießung von New York auf, Sie… Sie Unmensch!« forderte sie statt einer Begrüßung. »Sie legen Manhattan ja in Schutt und Asche!«

»Was überrascht Sie jetzt derart, Gnädigste?« Der Marschall ärgerte sich darüber, wie arrogant die Dame noch immer war, aber er ließ es sich nicht anmerken. »Unsere Aktion ist sicher bedeutend weniger unmenschlich als Ihr Schlag gegen Atlanta. Nicht nur setzen wir ausschließlich konventionelle Sprengladungen ein, wir verschonen auch den Central Park und andere Freiflächen, auf die sich die Menschen flüchten können. Wie man auf Ihrer Seite inzwischen sicherlich bemerkt haben dürfte, versuchen wir ja sogar nach Möglichkeit, die Kirchen zu verschonen. Und während Sie von uns die Feuereinstellung verlangen, machen Sie alles gegen unsere Flotte mobil, dessen Sie habhaft werden können!«

»Wundert Sie das, Sie deutscher Barbar?!« Immerhin nannte sie ihn nicht mehr »Nazi«, wie Bittrich mit einem Schmunzeln feststellte. »Jetzt kämpfen die Soldaten der USA eben nicht mehr nur gegen ein paar versoffene Rassisten aus dem Süden, sondern gegen einen Feind, der ihre Heimat angreift.«

»So, so… gehörte denn Atlanta nicht zu dieser Heimat? Ist Richmond Ausland für Sie? Wir werden das Feuer nicht eher einstellen, bis sämtliche heimlich in den Großstädten versteck-

ten Atombomben unscharf geschaltet wurden. Und versuchen Sie erst gar nicht, sich irgendwie herauszureden, Frau Präsidentin: Die Datei ›Mögliche Anschläge‹ ist mittlerweile im ›Internet‹ abrufbar, mitsamt den äußerst erhellenden Notizen Ihres netten Herrn Verteidigungsministers.«

Die Präsidentin schnaubte, sagte aber nichts, und so fuhr Bittrich fort: »Wir feuern solange weiter, wie die Atombomben nicht entschärft sind. Und sollte die in Richmond hochgehen oder sonstwo eine, nehmen wir uns Washington mit einer Gründlichkeit vor, die selbst noch ihre schlimmsten Alpträume übertrifft, meine Liebe.« Ohne eine weitere Entgegnung abzuwarten, unterbrach der Marschall die Verbindung und widmete sich seinem Nachtisch.

*

Magnus Wittmann war noch in der Nacht nach Charleston zurückgekehrt, denn er konnte in Richmond nichts ausrichten, und wie Sergeant Major Summers lakonisch gesagt hatte, wäre niemandem damit gedient, wenn der Hauptmann der befürchteten Atombombenexplosion zum Opfer fiel. Da Soldatentum viel mit logischen Entschlüssen und nur wenig mit Heldenhaftigkeit (oder besser dem, was Hollywood-Filme als solches zu vermitteln versuchten) zu tun hatte, hatte Magnus den angebotenen Wagen mit Fahrer akzeptiert, der ihn in der Nacht wieder nach Süden gebracht hatte.

Den Hubschrauber hatten Summers und seine Truppe behalten, weil sie selbstverständlich darauf hofften, doch noch im letzten Moment vor Ablauf des Ultimatums den Evakuierungsbefehl zu bekommen.

Wenn nicht, war das Soldatenschicksal – aber die Männer wußten, daß sie bis zuletzt zur Stelle sein mußten, falls sich doch noch eine Gelegenheit ergeben würde, die Bombe unschädlich zu machen.

Und diese Gelegenheit kam.

Um zwei Minuten nach elf wurde Magnus, der im Auto geschlafen hatte und deshalb wieder einsatzbereit war, Zeuge, wie

Summers im Feldhauptquartier anrief und meldete, daß sich der Zünder der Bombe komplett abgeschaltet hatte. Seine Männer waren schon dabei, sie von der Anlage zu trennen und endgültig zu entschärfen.

Auch aus den anderen Städten, in denen die Bomben versteckt waren, kamen die Meldungen über ihre Abschaltung.

Auf Roberts' Zügen spiegelte sich eine Mischung aus Erleichterung und Triumph, als er sich zu Magnus Wittmann umwandte und verkündete: »Ihr Marschall Bittrich ist ein Teufelskerl! Wie hat er die Yankees nur dazu gebracht, ihre teuflische Falle abzuschalten?«

»So wie ich den ›Bärwolf‹ kenne, hat er die älteste und erfolgversprechendste Methode der Welt angewandt: Er hat der Präsidentin persönlich ganz massiv gedroht und gleichzeitig mit dem an New York statuierten Exempel bewiesen, daß er durchaus in der Lage ist, seine Drohungen wahrzumachen. Es würde mich nicht wundern, wenn sich die Dame während ihres Gesprächs mit dem Marschall ein kleines bißchen ins Höschen gemacht hätte.«

Roberts grinste über das ganze Gesicht und sinnierte dann: »All die Atombomben… mit denen könnten wir gegenüber den Yankees ein beachtliches Drohpotential aufbauen.«

Magnus' Miene verfinsterte sich. »Davon würde ich Ihnen dringend abraten, wenn Sie weiter auf Unterstützung durch das Reich Thule hoffen, General«, erklärte er. »Sie sollten nicht vergessen, daß wir unter keinen Umständen mit einer Macht kooperieren, die Atomwaffen einsetzt.«

Lee E. Roberts nickte bedächtig. »Sie haben recht. Es war eine blöde Idee, geboren aus der überschwenglichen Freude über die gute Nachricht. Wir werden es den Yankees auch so zeigen. Schließlich leben bei uns im Süden noch echte Männer!«

*

Von draußen aus dem Park kam Mike McBain in das Haupthaus der Plantage gelaufen. Es war angenehm kühl hier drinnen. Draußen herrschten auch im April schon knapp 25 Grad. Kein

Wunder – schließlich lag Charleston auf demselben Breitengrad wie Tripolis.

»General, da landet ein Transporter aus Thule auf der hinteren Pferdekoppel. Wie mir scheint, hat der ein Geschenkpaket abzuliefern!«

Roberts sorgte zuerst dafür, daß die Befehlsübermittlung an die kämpfenden Truppen ungestört weiterlief, bevor er zusammen mit seinem Adjutanten und den beiden Thule-Soldaten das Gebäude durch den Hinterausgang verließ. Er kam gerade recht um zu sehen, wie ein mit dem deutschen Balkenkreuz markiertes Transportflugzeug vom Typ Messerschmitt Me 838 einschwebte.

Der große Nurflügler mit den sechs in den Rumpf integrierten TL-Geräten* vom Typ Junkers Jumo 1012 und dem charakteristischen Leitwerk in V-Bauweise hatte das Spezialfahrwerk aus Kunststoffraupenketten schon ausgefahren und schwebte mit vollständig abgesenkten Landeklappen auf die große Wiese zu.

Die Maschine kam nicht nur mit relativ kurzen Start- und Landebahnen aus, sie konnte dank ihres einzigartigen Fahrwerks auch auf fast jedem Untergrund landen.

Nachdem sie fast bis zum Stillstand abgebremst hatte, rollte sie langsam auf das Haupthaus der Plantage zu und kam unmittelbar vor dem Zaun der großen Pferdekoppel, die jetzt als Landebahn zweckentfremdet war, zum Stehen.

Das Fahrwerk, das einen Bodenabstand des Rumpfes von fast zehn Metern ermöglichte, wurde teilweise eingefahren, so daß der Nurflügler sich deutlich absenkte. Gleichzeitig ließ der Pilot den in den Rumpf integrierten Standardlastbehälter von 30 Meter Länge absenken.

Die vordere Ausstiegsluke im Rumpf wurde von innen geöffnet, eine leichte Metalleiter herabgelassen.

Ein schwarzuniformierter Mann mit den Rangabzeichen eines Obersten der Thule-Truppen kletterte als erster herab und kam auf die kleine Gruppe am Koppelzaun zu.

---

* TL: Turbine-Luftstrahl

Er war eine durch und durch elegante Erscheinung, seine intelligenten Gesichtszüge waren an Ebenmäßigkeit kaum noch zu übertreffen.

Magnus kannte den Mann nicht, aber obwohl er und Mike zivil trugen, salutierten sie beide vorschriftsmäßig vor dem Stabsoffizier.

Der erwiderte den Gruß lässig und legte dann seinerseits vor dem Oberbefehlshaber der Konföderierten Armee die Hand an den Mützenschirm. »General Roberts, nehme ich an. Gestatten: Edwin Graf von Schelsen, Oberst im diplomatischen Korps des Reiches Thule!«

Er reichte Roberts eine schmale, mit dem Gotenadler verzierte Mappe, die bisher unter seinem linken Arm geklemmt hatte. »In dieser Mappe finden Sie einige wichtige Dokumente: zuerst die offizielle Anerkennung der Konföderierten Staaten von Amerika durch das Reich Thule. Willkommen im Kreis der legitimen Staaten auf diesem Planeten!«

Der Südstaatler erkannte die Bedeutung dieses Dokuments sofort: Wenn erst einmal ein Staat den Anfang gemacht hatte, würden nach und nach die anderen folgen und die CSA als vollwertiges Mitglied der Staatengemeinschaft anerkennen. Im Prinzip war das Dokument nur ein Stück Papier, doch es würde weitreichende Folgen haben.

»Zum zweiten finden Sie in der Mappe mein Beglaubigungsschreiben«, fuhr Graf von Schelsen fort. »Thulemarschall Bittrich hat mich zum offiziellen Botschafter des Reiches in Ihrem schönen Land ernannt.«

Der Oberst machte eine kleine Kunstpause, um seine Worte wirken zu lassen, und fuhr dann fort: »Das dritte Dokument ist der Entwurf eines Freundschafts- und Beistandsvertrags zwischen unseren Staaten. Lesen Sie ihn in Ruhe durch, und lassen Sie ihn von Ihren Experten prüfen. Sie werden sehen, daß ›Freundschaft‹ für Thule mehr ist als nur ein Wort. Wir sind bereit, Ihren gerechten Freiheitskampf nach Kräften zu unterstützen.

Und als kleines Zeichen unseres guten Willens habe ich Ihnen sozusagen ein Antrittsgeschenk mitgebracht.«

Der Graf gab ein Zeichen in Richtung Flugzeug, und schon öffnete sich die hintere Ladeklappe des STBs.* Schwere Motoren dröhnten auf, und dann rollten drei Panzer aus dem Flugzeug: zwei PzKpfw** XVI Tiger II n und ein PzKpfw XV Panther III n, beide in der aktuellen Ausführung D.

Die Panzer waren brandneu, die auf ihre Turmseiten lackierten konföderierten Flaggen, die das serienmäßige Balkenkreuz abdeckten, glänzten noch feucht, waren vermutlich erst im Flugzeug aufgesprüht worden.

»Diese drei modernen Kampfpanzer sind ein persönliches Geschenk von Thulemarschall Bittrich an Generaloberst Roberts, sozusagen ein kleines Zeichen für all das, was wir Ihnen noch liefern können, wenn Sie es für Ihren Freiheitskampf brauchen.« Er deutete auf die drei schwarzuniformierten Soldaten, die aus den Panzern kletterten, nachdem sie sie in einer Reihe ordentlich abgestellt hatten. »In den Panzern liegen selbstverständlich die Handbücher mit den Bedienungsanleitungen, aber diese drei Freiwilligen, die allesamt fließend Englisch sprechen, werden Ihre Männer auf die Panzer einweisen.

Und wenn Sie jetzt noch die Freundlichkeit hätten, ein paar Träger in das Flugzeug zu schicken – im Laderaum stapeln sich jede Menge Kisten mit Ersatzteilen und Munition für die Panzer.«

Roberts gab seinen Männern, die von allen Seiten neugierig herangelaufen waren, einen Wink, zahlreiche kräftige Kerle stürmten die Messerschmitt und schleppten die noch in ihrem Bauch gestapelten Kisten ins Freie. Als das geschehen war, warf der Pilot die Turbinen wieder an und zog den STB zurück in den Bauch der Maschine.

Graf von Schelsen wandte sich an die beiden Hauptleute in Zivil: »Bittrich läßt Ihnen ausrichten, daß Ihr Einsatz hier beendet ist. Sie fliegen mit dieser Maschine zurück. Haben Sie noch irgendwelches Gepäck?«

---

* STB: Standardtransportbehälter
** Panzerkampfwagen oder kurz Panzer

»Nein!« Magnus schüttelt ein wenig überrascht den Kopf. Dieser Befehl kam ziemlich plötzlich. Er und Mike verabschiedeten sich in aller Herzlichkeit von Roberts, salutierten erneut vor von Schelsen und liefen dann auf die Messerschmitt zu.

Kaum hatten sie die Leiter erklommen, fuhr der Pilot das Fahrwerk wieder auf die volle Höhe aus und wendete die Transportmaschine.

Schon Minuten später war sie im dunstigen Himmel über Süd-Carolina verschwunden.

*

Erneut mußte Magnus an Bord einer Maschine schlafen, aber in dem Messerschmitt-Transporter gab es wenigstens Liegen. So waren er und Mike McBain ausgeruht, als sie am nächsten Tag geduscht, rasiert und in Uniform im Bismarck-Block antraten. Bernhard »Bärwolf« Bittrich empfing die beiden Männer voller Herzlichkeit und gratulierte vor allem Magnus zu seinem mutigen Einsatz in Richmond.

Er öffnete seinen Tischhumidor und bot an, worauf die beiden Hauptleute insgeheim gehofft hatten: seine guten kubanischen Zigarren. Dann trat er an den kleinen Barschrank und nahm eine schon etwas angestaubte Flasche heraus. »Das ist ein Miltonduff in Faßstärke«, erklärte er und sah die Flasche mit verklärtem Blick an.

Seine beiden Besucher warfen sich vielsagende Blicke zu, denn Bittrichs Faßstärke-Whiskys brachten es manchmal auf mehr als 60 Prozent.

Um so überraschter waren sie, als er erklärte: »Der hat mehr als 36 Jahre im Faß gelegen, vom Mai 1967 bis zum Februar 2002. Dabei hat er so viel Alkohol verloren, daß er es gerade noch auf 40,1 Prozent bringt. Ich behaupte, einen derart intensiv schmeckenden Whisky haben Sie noch nie probiert!« Sprach's und füllte drei Gläser mehr als großzügig. »Auf Ihr Wohl! Und genießen Sie den Stoff. Davon gibt es weltweit nur 138 Flaschen. Und diese hier wird wohl nicht mehr lange gefüllt sein!«

*

In angeregter Atmosphäre schilderten Wittmann und McBain ihrem obersten Vorgesetzten ihre Erlebnisse in Amerika. Bittrich war vor allem an ihrer Einschätzung von Generaloberst Roberts interessiert. Er entspannte sich merklich, als beide Hauptleute übereinstimmend erklärten, daß sie Roberts für einen besonnenen Mann mit großer Freiheitsliebe hielten. Er wollte den Süden von der Vorherrschaft des Nordens und der AIn-Lakaien befreien, aber er war kein Despot und erst recht kein Diktator.

Magnus schilderte, wie bereitwillig Summers und seine Männer für Roberts gestorben wären. »Das machen nur Soldaten, die ihre Vorgesetzten achten, ja verehren!« schloß er.

»Also hat der Mann unsere Unterstützung verdient«, folgerte der Marschall. »Das Anliegen der Konföderierten ist sowieso ein gerechtes, so daß wir sozusagen doppelten Grund haben, ihnen beizustehen. Deswegen belasse ich auch unsere beiden Kampfgruppen weiter vor der Ost- und Westküste. Sie werden auch in den nächsten Wochen dort patrouillieren, um überraschende Atomschläge zu verhindern.«

Er zog an seiner Zigarre, trank einen kleinen Schluck Whisky und erklärte dann: »Ich habe gewisse Bedenken, unsere eigenen Gewässer so von Kampfschiffen zu entblößen – Sie wissen ja, daß unsere Flotte nicht so groß ist, wie sie sein sollte –, aber die Aufklärung hat mir versichert, daß die Amis alles, was sie an Schiffen weltweit stationiert haben, zurückrufen. Offenbar kommt es auf einigen Einheiten zu offenen Kämpfen zwischen Yankees und Südstaatlern. Die meisten Schiffe laufen Häfen im Norden, einige aber auch die im Süden an.«

»Greifen unsere Flotten die Schiffe der Yankees an?« wollte Magnus wissen.

»Nein. Wir sorgen dafür, daß keine Atombomben eingesetzt werden und daß der Norden den Süden nicht noch einmal einer Seeblockade unterziehen kann wie im ersten Bürgerkrieg. Bei Bedarf werden wir den Konföderierten auch Nachschub liefern – aber nicht mehr als unbedingt nötig.«

»Darf ich fragen wieso, Marschall?« Mike McBain sprach mittlerweile fehlerfrei Deutsch. »Die USA befinden sich momentan in einer mehr als kritischen Phase. Ich bin zwar auch im Norden geboren, aber wenn ich noch in der US Air Force dienen würde, wäre ich jetzt auch zu den CSA übergelaufen. Wenn wir Roberts mit allem unterstützen, was wir haben, könnten wir die Geschichte umkehren und die Südstaatler zu den Herren über ganz Amerika machen.«

»Da haben Sie vermutlich sogar recht, Hauptmann«, entgegnete Bittrich nachdenklich. »Aber das wäre nicht im Interesse Thules. Zwei Staaten auf amerikanischem Boden sind naturgemäß schwächer und somit eine geringere Bedrohung für uns als ein einziger großer. Vor allem wenn wir davon ausgehen, daß die CSA alle AIn-Lakaien, auch die potentiellen, mit unseren Gentests aussortieren und in den Norden schicken.«

Der Marschall ahnte allerdings noch nicht, daß dieser Plan so nicht umgesetzt werden konnte.

*

In der Redaktion der »Thule-Nachrichten« brannte die Luft. Der Aufstand des Südens gegen den Norden lief jetzt seit fast zwei Wochen mit großem Erfolg, und die Ressortleiterin Aktuelles hielt es für angebracht, ihre Leser über die Unmenschlichkeit der »Rebellen«, wie sie die Konföderierten unablässig nannte, zu informieren.

Uschi Braun sah heute noch schlimmer aus als sonst, ihr langes strähniges Haar hatte sie wohl seit Tagen nicht gewaschen. Offenbar setzte es ihr zu, daß ihr fünfzigster Geburtstag unmittelbar bevorstand.

Noch schlimmer aber war anscheinend für sie, daß der ebenso attraktive wie für sie unerreichbare Manfred Behrens ganz und gar nicht einer Meinung mit ihr war. Der 35jährige wirkte einmal mehr wie aus dem Ei gepellt, seine knallenge Hose und der leichte Blouson, den er über dem bis zum Brustbein geöffneten Hemd trug, waren vielleicht eine winzige Spur zu elegant. Wer das dichte Brusthaar sah, das aus Manfreds Hemd quoll, hätte es

niemals für möglich gehalten, daß dieser Inbegriff eines Kerls homosexuell war. Wenigstens nicht auf den ersten Blick.

Manfred war ein hervorragender Journalist – was Uschi jetzt zu spüren bekam. Denn sie arbeitete an einem Artikel über die Konföderierten Staaten von Amerika, mit denen das Reich seit neustem so eng zusammenarbeitete. Und das gefiel ihr überhaupt nicht, denn die Südstaatler waren in ihren Augen noch viel schlimmere Rassisten als die Regierung in Neu-Berlin.

»Willst du etwa bestreiten, daß die Rednecks* alle sogenannten Nichtarier aus ihrem Machtbereich abschieben? Bittrich läßt ihnen millionenfach Gentests schicken, und jeder, der nicht hundertprozentig ›reinrassig‹ ist, wird abgeschoben.«

»Niemand bestreitet das, mein Schnuckelchen«, entgegnete Manfred in seiner unnachahmlichen Art, die schon mancher Frau ebenso sehnsüchtige wie unerfüllte Träume beschert hatte, »aber es ist doch verständlich, daß General Roberts und seine Männer sicher sein wollen vor AIn-Lakaien in ihren Reihen. Die legen bestimmt keinen Wert auf ein zweites Atlanta, und leider weiß niemand besser als ich, daß diese ekligen Aliens alles andere sind als ein Hirngespinst.« Manfred schüttelte sich – an die Begegnung mit dem notgelandeten Außerirdischen am Amazonas würde er sich noch auf seinem Sterbebett erinnern.

»Das ist doch nichts weiter als ein Vorwand, um die feuchten Träume dieser Rassisten in die Wirklichkeit umzusetzen. Es wundert mich ja geradezu, daß die die Negersklaverei nicht wieder einführen!«

»Uschimaus, du steigerst dich da in etwas hinein, das mit der Wirklichkeit ebensoviel zu tun hat wie mit seriösem Journalismus.« Manfred legte den strengsten Blick auf, dessen er fähig war, und sah seiner Ressortleiterin tief in die Augen. »Es ist unsere Aufgabe, so über die Dinge zu berichten, wie sie sind, und nicht so, wie wir sie gerne sähen. Vermutungen kannst du in einem Kommentar veröffentlichen, aber ich dachte immer, die ›Thule-Nachrichten‹ wären seriöser als die Presse in der Bun-

---

* »Rothälse« – abfällige Bezeichnung für Südstaatler

desrepublik, die am liebsten erst einmal wild drauflosspekuliert, um eine griffige Schlagzeile zu bekommen, um sich dann drei Wochen später in einem Dreizeiler auf Seite zwölf zu entschuldigen – wenn überhaupt.«

Das hatte gesessen, aber so schnell gab die Ressortleiterin nicht auf. »Es ist jedenfalls eine Tatsache, daß die Rassisten der CSA jeden Nichtarier aus dem Land jagen, egal ob es sich um einen illegalen Einwanderer oder einen amerikanischen Staatsbürger mit Paß handelt!«

»Das ist richtig, Liebelein, und das sollten wir auch schreiben. Aber wir sollten nicht vergessen zu erwähnen, daß die Nordstaaten keinen einzigen dieser Bürger aufnehmen, Paß hin oder her! Ich weiß aus Quellen auf beiden Seiten, daß die USA sich strikt weigern, Kontakt mit dem Süden aufzunehmen, wenn es um Abschiebungsfragen geht. So haben die CSA gar keine andere Möglichkeit, als die Menschen über die Grenze nach Mexiko zu schicken. Der Norden will sie nicht! Und Roberts kann froh sein, daß Texas erneut der Sezession beigetreten ist. Ohne dessen Landgrenze nach Mexiko müßte er die Nichtarier internieren oder in Schiffen abschieben!«

»Er könnte die Menschen auch einfach in ihrer Heimat belassen!«

»Darüber haben wir doch schon gesprochen, Uschi. Aber ich finde, unsere Leser haben ein Recht darauf zu erfahren, daß der Norden seine eigenen Staatsbürger nicht aufnimmt. Hast du dir schon einmal überlegt, weshalb das so ist?«

»Die fürchten eine Falle der Rebellen! Die könnten ihnen Kämpfer in Zivil unterjubeln oder sogar eine solche Übergabeaktion für einen verkappten Großangriff nutzen.« Uschi sagte es zwar, doch es klang nicht überzeugt. Sie konnte sich nicht wirklich vorstellen, weshalb sich die von ihr so bewunderten USA derart verhielten.

Manfred hatte eine wesentlich näherliegende Idee: »Die illegalen Immigranten sind für den Norden genauso ein Problem wie für den Süden. Die wollen die Yankees sowieso nicht haben. Und was die anderen angeht, muß man leider feststellen, daß der Anteil der Armen und Bedürftigen an der jetzt vom

Süden aussortierten Bevölkerung überdurchschnittlich hoch ist. In ihrer Masse wären diese Leute eine starke Belastung für den Norden. Diejenigen der Ausgewiesenen, die es zu etwas gebracht haben im Leben, können sich einen Flug von Mexiko nach Kalifornien leisten. Die anderen sitzen fest, vor allem da auch die Südgrenzen von Kalifornien und Neu-Mexiko hermetisch abgeriegelt sind. Da schlüpft so gut wie kein Mexikaner mehr durch – und erst recht kein US-Amerikaner, der es gewohnt ist, sein Leben von der Wohlfahrt finanzieren zu lassen!«

»Du meinst…?« Jetzt wirkte Uschi tatsächlich verunsichert.

»Ja.« Manfred nickte heftig. »Der Süden sortiert alle Nichtarier aus, weil er sich unserem Kampf gegen die AIn anschließen will. Der Norden hingegen kooperiert mehr oder weniger offen mit deren Lakaien. Sie sind vielleicht keine Rassisten im herkömmlichen Sinne, aber sie sind – ich weiß nicht, wie ich es anders nennen soll – *Sozialrassisten*. Trotz ihrer großen Sprüche vom ›amerikanischen Traum‹ und ›Gleichheit für alle‹ sind sie nicht so blöde, daß sie nicht erkennen, was für eine Belastung das aussortierte Proletariat des Südens für ihre jetzt schon völlig überforderten Kassen bedeuten würde. Also sortieren sie auf diesem Weg geschickt aus: Wer es zu etwas gebracht hat und somit dem Norden auch in Zukunft etwas bringen wird, kann sich eine Flugkarte leisten. Wer bisher nichts auf die Beine gestellt hat und sein Leben auf Kosten seiner Mitbürger bestritten hat, der sitzt jetzt in Mexiko fest. Problem gelöst!«

»Das wäre ja perfide! Sollen wir das wirklich schreiben?«

»Wir sollen nicht nur, wir *müssen,* Uschi. Schließlich haben die ›Thule-Nachrichten‹ einen guten Ruf zu verlieren!«

Die Ressortleiterin seufzte. Manfred war nicht nur attraktiv, er konnte auch verdammt überzeugend sein.

7. Übergangsphase

Der zweite Bürgerkrieg auf dem Nordamerikanischen Kontinent dauerte keine vier Jahre, sondern nur knapp zwei Monate. Und diesmal endete er nicht mit der Besetzung des Südens durch den Norden, sondern mit einem gerechten Friedensschluß.

Die materielle Unterstützung der Südstaaten durch das Reich Thule hatte ebenso zu der historischen Wende beigetragen wie die Tatsache, daß diesmal drei weitere Staaten auf Seiten der Konföderation standen. Kentucky, Oklahoma und Kansas hatten um Aufnahme in die CSA gebeten. Vor allem die beiden letzteren aus dem christlich geprägten »Bibelgürtel« waren das elitäre Regime aus Washington endgültig leid.

Mit dem Friedensschluß wurde die Existenz von zwei Staaten auf dem Boden der früheren USA völkerrechtlich verbindlich beurkundet. Auch West-Virginia, das sich durch die erfolgreiche Wühlarbeit von Lincolns Agenten 1861 von Virginia getrennt hatte, kehrte in den Schoß der Konföderation zurück.

Die feierliche Unterzeichnung des Friedensvertrages fand in Washington statt, das durch die neue Situation plötzlich zu einer Stadt an der Grenze geworden war. In den USA wurden Stimmen laut, Philadelphia oder Boston zur neuen Hauptstadt zu machen, aber viel Gehör fanden sie nicht.

Wie schon einmal war Richmond zur Hauptstadt der CSA bestimmt worden.

Manfred Behrens war von seiner Zeitung als offizieller Berichterstatter zur Unterzeichnung des Friedensvertrags geschickt worden, nicht zuletzt als Anerkennung seiner hervorragenden Arbeit.

Die feierliche Veranstaltung hatte am 15. Juni stattgefunden. Manfred, der sich fast drei Wochen in Amerika aufgehalten

hatte, war unmittelbar darauf nach Thule zurückgeflogen und hatte für den kommenden Samstag seine Freunde und ihre Damen zu einer kleinen Wiedersehensfeier in sein Haus eingeladen.

Sein Freund Walter hatte eine seiner exquisiten Mahlzeiten zubereitet – der junge Mann hätte in jedem Spitzenrestaurant sofort eine Anstellung gefunden.

Magnus Wittmann und Mike McBain kamen gemeinsam in einem Elektrotaxi in Begleitung ihrer Freundinnen Gabi und Elsebeth.

Magnus fiel sofort auf, daß der Tisch im Wohnzimmer für acht Personen gedeckt war. »Ihr erwartet noch jemanden?« fragte er.

»Ich habe noch Heinrich eingeladen«, erklärte Manfred. »Der alte Knabe ist mir irgendwie ans Herz gewachsen – trotz allem.« Bedeutungsvoll faßte er sich an die Seite, an der Heinrich ihm einen Streifschuß verpaßt hatte.

»Aber dann steht da immer noch ein Teller zuviel«, stellte Gabi fest.

»Kluges Mädchen!« Manfred hauchte ihr einen Kuß auf die Wange. »Aber seit der alte Knacker seine Jungbrunnenkur hinter sich hat, ist er eben alles andere als ein alter Knacker. Er hat mich gebeten, seine Freundin mitbringen zu dürfen.«

Diese Nachricht schlug ein wie eine Bombe.

»Der alte Heinrich hat eine Freundin?« Mike konnte es kaum fassen.

»So sieht es aus. Schlappe 86 Jahre auf dem Buckel müssen dafür schließlich kein Hindernis sein – nicht zu vergessen, daß er einen gewissen Nachholbedarf hat, den er angesichts seiner Sonderbehandlung jetzt auch tatsächlich stillen kann.« Manfred seufzte. »Ich hoffe, unsere Forscher sind irgendwann in der Lage, das Serum synthetisch herzustellen, ohne Zehntausende Ungeborene dafür zu töten.«

Magnus registrierte erfreut, daß sein Freund von »unseren« Forschern gesprochen hatte. Trotz all seiner Distanz zum Reich begann Manfred sich langsam mit Thule und dessen Zielen zu identifizieren.

Es klingelte an der Tür, und Heinrich Heinrich, Stabsfeldwebel a. D., begehrte Einlaß.

An seinen Arm schmiegte sich eine attraktive dunkelblonde Frau um die 30. Sie hatte relativ kurze Haare, und aus ihren blauen Augen sprühte der Schalk. Heinrich, der aussah wie ein Mann Ende 40 (und keinesfalls wie jemand, der bald seinen 87. Geburtstag feierte), hatte keine einzige graue Strähne mehr in seinem vollen blonden Schopf.

»Das ist Martina«, stellte er seine Begleiterin vor. »Ihr Mann diente in der Division ›Theoderich‹ und ist in Sellafield gefallen. Das ist zwar noch nicht sehr lange her, aber sie ist eine gesunde Frau, ihre Kinder brauchen einen Vater, und außerdem verstehen wir uns prächtig. Früher oder später wird sie wohl Frau Heinrich werden!«

»Großartig«, strahlte Manfred. »Kommt rein, ihr zwei!« Er hakte sich bei Martina unter und erkundigte sich nach ihren Kindern. »Wie viele hast du denn?«

»Zwei. Einen Buben und ein Mädel. Aber ich könnte mir vorstellen, daß früher oder später noch ein oder zwei dazukommen. Für einen Mann von 85 ist Heinrich wirklich erstaunlich gut drauf.«

»Das will ich meinen«, frotzelte Manfred. »Er sieht keinen Tag älter aus als vierundachtzigeinhalb!« Er führte Martina an ihren Platz, rückte ihr galant den Stuhl zurecht und fragte: »Und wo sind deine Kinder jetzt?«

»Bei meinen Eltern in Rommelburg.«

»Wenn ihr mich das nächste Mal besucht, müßt ihr sie unbedingt mitbringen. Ich bestehe darauf!«

*

Als Walter nach einem wirklich exquisiten Mahl die Dessertteller abgeräumt hatte und duftenden Kaffee aus der Küche brachte, erkundigte sich Magnus nach Manfreds Erlebnissen in Amerika. »Wie kam es denn eigentlich zu dem so raschen Friedensschluß? Ehrlich gesagt, hat mich das doch ziemlich überrascht.«

»Die USA mußten sehr schnell einsehen, daß sie die von Thule unterstützen CSA nicht schlagen konnten. Die haben zwar deutlich weniger, aber wesentlich bessere Soldaten als die Amis. Und während die meisten von diesen im Prinzip nicht viel mehr als bessere Söldner sind, kämpften die Männer des Südens für ihre Heimat, für ihre Familien und für ihre Freiheit. Das ist ein nicht zu unterschätzender Faktor«, erklärte Manfred mit nachdenklicher Stimme. »Aber ich glaube außerdem, daß der Norden nach der Niederlage in China und der Vernichtung Manhattans mit dem daraus resultierenden Finanzchaos einfach am Ende seiner Kräfte ist. Die können nicht mehr, und das haben sie eingesehen!«

»Man sollte die USA niemals unterschätzen«, warf Mike ein. »Und abschreiben sollte man sie auch nicht, das weiß ich aus eigener Erfahrung. Aber du hast doch Generaloberst Roberts treffen können, Manfred. Was hältst du von ihm?«

»Ein interessanter Typ. Schade, daß er nicht schwul ist.«

Nur Walter konnte darüber lachen.

»Übrigens wurde er vom neuen Präsidenten Jackson zum Viersternegeneral befördert, also wohl so etwas wie unserem Generalfeldmarschall«, fuhr der Journalist ungerührt fort. »Ich hatte ja gedacht, daß er sich Bittrich zum Vorbild nimmt und eine Art Militärdiktatur errichtet. Aber offenbar hat er überhaupt kein Interesse an Politik und deswegen eine zivile Regierung installiert.«

»Was meinst du mit ›installiert‹, Junge?« fragte Heinrich, der sich noch immer nicht so richtig daran gewöhnen konnte, daß er biologisch nicht mehr sehr viel älter war als die anderen am Tisch. »Soviel ich weiß, sind für Ende des Monats demokratische Wahlen vorgesehen!«

»Wahlen ja – aber demokratische?« Jetzt schwang wieder die bekannte »Behrens-Verachtung« in Manfreds Stimme mit. »Diese Oberchauvinisten* haben nicht nur das Frauenwahlrecht

* Chauvinist: extrem national denkender Mensch; aber auch Mann, der sich über alle anderen – vor allem Frauen – erhebt

abgeschafft, sondern lassen überhaupt nur selbständige Männer als Wahlbürger zu. Ich weiß nicht, wieso Roberts diesen Unfug mitmacht. Immerhin ist er als Soldat kein Selbständiger und somit von der Wahl ausgeschlossen.«

»So dumm finde ich diese Regelung gar nicht«, warf Heinrich ein. »Soldaten sollen dem Staat dienen, nicht ihn beherrschen!«

»So wie bei uns in Thule?« Jetzt kam Manfred richtig in Fahrt.

»Das ist ein Sonderfall, mein Junge.« Der alte Soldat blieb unbeirrt. »Dieses Reich wurde von Soldaten gegründet und war somit von Anfang an eine Soldatenrepublik. Und du weißt sehr wohl, daß das OKT nach dem Ende der Bedrohung durch die AIn die Macht abgeben und eine Regierung installieren will, die von allen Soldaten, aktiven und ehemaligen, gewählt wird.«

»Nach dem Ende der Bedrohung durch die AIn – also am St. Nimmerleinstag«, ätzte Manfred. »Und auch hier bei uns sollen dann nur bestimmte Männer wählen dürfen, und Frauen überhaupt nicht. Findet ihr das in Ordnung?« Herausfordernd sah er die drei reizenden weiblichen Geschöpfe am Tisch an.

»Das ist mir egal«, sagte Elsebeth in ihrem süßen, leicht lispelnden dänischen Akzent. »Ich habe schon in Dänemark nicht gewählt.«

»Ich ebensowenig«, ergänzte Gabi. »In der Bundesrepublik war es doch völlig egal, wen man gewählt hat – die Politik hat sich nie geändert. Denk doch nur mal dran, wie die Grünen anfangs gegen Rüstungs- und Kriegspolitik waren. Aber kaum waren sie zusammen mit Schröder an der Macht, sind sie in den ersten Krieg der bundesrepublikanischen Geschichte gezogen. Wenn Kohl seine Bomber gegen Jugoslawien losgeschickt hätte, hätte das wohl kaum jemanden gewundert. Aber daß wir ausgerechnet unter einem grünen Vizekanzler über ein Land herfallen, das uns nichts getan hat, hat mir jede Lust an der Politik genommen.«

»Ich bin als einzige von euch hier im Reich Thule geboren worden und sehe das daher etwas klarer als ihr«, ergänzte Martina. »Draußen in der sogenannten westlichen Welt wurde den Frauen nach dem verlorenen Krieg eingehämmert, daß sie sich

emanzipieren müßten, berufliche und später auch politische Karriere zu machen hätten, wenn sie wirklich glücklich sein wollten. Und wozu hat das geführt? Die Zahl der Weißen geht immer weiter zurück, weil sich erstaunlicherweise nur weiße Frauen an dieses Gebot gebunden fühlen. Und sind sie dabei glücklich? Ganz und gar nicht! In Afrika und Asien hingegen kann man das Wort ›Emanzipation‹ nicht einmal buchstabieren und vermehrt sich daher auf Teufel komm raus.

Hast du eigentlich schon einmal darüber nachgedacht, daß diese Entwicklung den AIn und ihren Lakaien regelrecht in die Hände spielt?

Nein, Manfred, ich habe meine Pension als Kriegerwitwe, meine Kinder und jetzt als Dreingabe noch meinen Heinrich. Ich brauche keine Karriere und kein Wahlrecht, um glücklich zu sein.«

»Na gut, lassen wir die Frauenfrage mal einen Augenblick außen vor.« So schnell gab Manfred nicht auf. »Aber daß in den CSA nur Selbständige wählen dürfen, finde ich extrem undemokratisch. So etwas ist in der Geschichte der Menschheit noch nicht vorgekommen.«

»Du irrst.«

Manfred schaute irritiert auf Magnus, der seinen Blick gelassen erwiderte.

»Du erinnerst dich an die deutsche Revolution von 1848, an das Parlament in der Paulskirche, den ersten Versuch einer demokratischen Ordnung in Deutschland, auf den sich die Bundesrepublik so gern beruft?«

Manfred nickte irritiert.

»Wußtest du denn nicht, daß genau dieses erste *demokratische* Parlament auf deutschem Boden nur von Selbständigen gewählt werden durfte?«

Der Journalist machte den Mund auf, brachte aber keinen Ton heraus. »Nach einhelligem Urteil der Experten war das Parlament von 1848 ein demokratisches, auch wenn nicht jeder Idiot es wählen durfte!«

»Willst du damit sagen, alle Angestellten und Beamten wären Idioten?« keifte Manfred.

»Nein. Aber Beamte sollten als Diener des Staates sowieso schon einmal nicht wählen dürfen. Erlaubt man ihnen das, machen sie sich den Staat zur Beute. Zufällig kenne ich die Zahlen vom 2005 gewählten Bundestag auswendig: 375 der 614 Abgeordneten kamen aus Behörden oder Verbänden, also rund 61 Prozent. Hältst du so ein Verhältnis für gesund?«

»Nicht unbedingt«, mußte Manfred zugeben, »aber das ist kein Grund, der Mehrheit der Bevölkerung das Wahlrecht vorzuenthalten!«

»Ach, weißt du, Jungchen, ich war gerade acht Jahre alt, als das deutsche Volk in freier, geheimer und gleicher Wahl politische Verhältnisse herstellte, die zu Hitlers Diktatur und dem Dritten Reich führten«, erklärte Heinrich mit betrübter Miene. »Wegen der Folgen dieser Wahl durfte ich den größten Teil meines bisherigen Lebens im Bunker verbringen. Ich halte das geplante Wahlrecht der Konföderierten für sehr vernünftig. Bei euch in der BRD durfte jeder Idiot wählen. Ein Typ, dem du dein Auto nicht zu Reparatur gebracht hättest, sollte aber angeblich intelligent genug sein, um über dein politisches Schicksal zu bestimmen. Nein, nein, mein Junge… wenn man den Pöbel wählen läßt, dann wählt er auch seinesgleichen!«

»Wer bist du, daß du dich so über andere erhebst?« giftete Manfred.

»Nur ein Mann mit gesundem Menschenverstand«, gab Heinrich ungerührt zurück. »Man kann doch nicht abstreiten, daß es intelligente, hochintelligente, aber auch strunzdumme Menschen gibt. Die kapieren gar nicht, was sie mit ihrem Kreuzchen auf dem Wahlzettel anrichten können, sondern wählen eine Partei, weil die in ihrer Familie schon immer gewählt wurde, weil der Kandidat so nett aussieht oder weil er ihnen ganz einfach das Blaue vom Himmel verspricht. So etwas nenne ich nicht Demokratie, so etwas nenne ich Wahnsinn!«

Der Journalist wurde auf einmal auffallend nachdenklich. Seinem Freund fiel das als erstem auf. »Herr Manfred, was haben Sie denn?«

»Mir kam gerade ein sehr schlimmer Verdacht, Herr Walter.« Obwohl man in der Runde allgemein per du war, siezten sich

Manfred und sein Freund in Gegenwart anderer konsequent. Auf ihre Freunde konnten sie sich zwar verlassen, aber wäre irgendwo außerhalb dieser vier Wände einmal aufgefallen, daß die beiden Männer ein Verhältnis miteinander hatten, hätte sie das nach den strengen Sittengesetzen Thules hinter Gitter bringen können. Also blieben sie bei ihrer bewährten Übung, in Gegenwart anderer stets eine gewisse Distanz zu wahren. »Ich bin ja mittlerweile viel herumgekommen in Thule, aber ich habe noch niemanden von der Sorte getroffen, die Heinrich vorhin ansprach… ich meine die Dummen, denen ich nicht einmal mein Auto zur Reparatur anvertrauen würde, wenn ich denn eines hätte.«

Er sah mit einem gewissen Schrecken im Gesicht in die Runde. »In jeder Gesellschaftsform gibt es Versager, und in Thule mit seinem klassischen dreigliedrigen Schulsystem plus Hilfsschule ganz bestimmt. Es gibt Alkohol hier im Lande, also gibt es auch Säufer. Und ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, daß ausgerechnet Thule von jenen Zeitgenossen verschont bleibt, die schlicht und ergreifend zu faul zum Arbeiten sind…« Er unterbrach sich, als fürchte er sich davor, seinen Gedankengang fortzusetzen.

Magnus hatte noch nicht ganz begriffen, worauf sein ältester Freund hinauswollte – und was ihn plötzlich so ernst, ja, fast erschrocken stimmte. »Deine Analyse ist ganz richtig«, bestätigte er daher. »Auch in Thule gibt es Dumme, Versager und Verweigerer. Nicht so viel wie in den anderen Staaten da draußen – aber ja, es gibt sie auch hier!«

»Doch ich habe noch nie eine solche Person gesehen!« stieß Manfred mit Schrecken im Blick hervor. »Keinen Säufer, keinen Penner, keinen Gammler… was macht ihr mit all diesen Leuten?«

Jetzt ging Magnus ein Kronleuchter auf. »Hast du etwa gedacht, solche Zeitgenossen würden hier eiskalt beseitigt, nur weil man ihnen nicht gestattet, die anständigen Bürger zu piesacken?«

Manfred sagte nichts, aber man konnte seinem Gesicht ansehen, daß er an Konzentrations- oder gar Todeslager dachte. Er

wirkte so verkniffen in all seinem demonstrativ zur Schau getragenen Gutmenschentum, daß Magnus beinahe laut losgelacht hätte.

Aber er beließ es bei einem leisen Lächeln und sagte im Tonfall eines Lehrers, der einen unaufmerksamen Schüler tadelt: »Manfred, ich muß zu meinem Bedauern feststellen, daß du dich nicht wirklich umfassend über deine neue Heimat informiert hast, obwohl du schon genausolange hier bist wie Mike und ich – und obwohl das Sammeln von Informationen doch zu den vornehmsten Aufgaben eines Journalisten gehören sollte. Bevor du dich weiter künstlich aufregst, empfehle ich dir, im Thule-Netz mal nach dem Stichwort ›Blumental‹ zu suchen. Das ist eine Siedlung für jeden, der keine Lust hat, nach unseren Regeln zu leben und sich lieber nach seinen eigenen richten möchte. Thule zwingt niemanden zu irgend etwas. In Blumental darf ein jeder so leben, wie er es möchte.

Nachdem die Existenz des Reiches kein Geheimnis mehr ist, wurde den Bewohnern Blumentals das Angebot gemacht, unsere Welt zu verlassen. Aber keiner von ihnen wollte gehen. Wenn du mir nicht glaubst, kannst du dich gern selbst in Blumental umsehen, kein Problem. Viele Schulklassen machen sogar Ausflüge dorthin.«

Manfred erkannte, daß er einen Fehler gemacht hatte, und entspannte sich wieder. Er nahm sich allerdings fest vor, seinen eigenen Ausflug nach Blumental zu machen, um sich selbst ein Bild von der Situation dort zu verschaffen.

Heinrich brachte ein angenehmeres Thema zur Sprache: »Einen Fehler hat das Reich Thule auf jeden Fall! Diese Kommißköppe weigern sich doch strikt, mich weiter Dienst tun zu lassen. Und das nur, weil ich 85 Jahre auf dem Buckel habe. Daß ich nach meiner Spezialbehandlung besser drauf bin als so mancher alte Sack in der Truppe, der nur noch seiner Pensionierung entgegendämmert, war diesen einfältigen Paragraphenreitern einfach nicht klarzumachen.

Die haben mir meinen seit 1945 ausstehenden Sold nachgezahlt, und meine hübsche Pension als Stabsfeld gibt es obendrein. Da sitze ich nun mit mehr Geld, als ein vernünftiger

Mann jemals brauchen könnte, und soll die nächsten 50 Jahre Däumchen drehen, wenn es nach den Etappenhengsten geht!

Aber nicht mit mir, hat sich meiner Mutter Sohn gesagt. Und so habe ich auf meine alten Tage beschlossen, doch noch etwas völlig Neues anzufangen. Ich habe mich mit einem Projekt selbständig gemacht, von dem irgendwann vielleicht sogar die Thule-Truppen profitieren können. Ihr dürft mir gratulieren, Freunde – ich bin jetzt selbständiger Unternehmer!«

Das kam wirklich überraschend, schließlich hatte Heinrich die letzten 66 Jahre seines Lebens mit mehr oder weniger eintönigem Wachdienst verbracht.

»Du hast eine Firma aufgemacht? In welcher Branche? Was produzierst du?« Wie stets war Manfred der neugierigste von allen.

»›Firma‹ wäre zuviel gesagt«, beruhigte Heinrich die Gemüter. »Ich sagte doch, es ist eher ein Projekt.«

»Keine Haarspaltereien. Worum geht es bei diesem Projekt?«

»Das zu erklären überfordert meine rhetorischen Fähigkeiten.«

Martina grinste still in sich hinein, weil Heinrich es wie ein Schulbube genoß, seine Freunde auf die Folter zu spannen.

»Warum kommt ihr nicht einfach alle am nächsten Samstag bei mir vorbei und seht euch das Projekt mit eigenen Augen an? Dann ist es leichter zu erklären – und ihr könnt bei der Gelegenheit auch gleich Martinas Kinder kennenlernen. Na, was meint ihr?« Heinrich sah erwartungsvoll in die Runde.

»Das klingt für mich nach einer erstklassigen Herrenpartie«, verkündete Mike. »Wo finden wir denn dein ach so geheimnisvolles Projekt?«

»Natürlich am Stadtrand von Rommelburg. Wie wär's? Kann ich am kommenden Samstag mit euch rechen?«

*

Der folgende Freitag war der 24. Juni 2011. Es war ein ganz gewöhnlicher Frühsommertag im Reich Thule, doch er sollte in die Annalen eingehen als »der Tag, an dem alles begann«.

Aber davon ahnte Bernhard »Bärwolf« Bittrich noch nichts, als er das Meteorologische Truppeninstitut besuchte.

Der Thulemarschall hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, militärische Einrichtungen immer wieder einmal in unregelmäßigen Abständen und ohne Vorankündigung zu inspizieren.

Das hatte einen einfachen Grund: Schon viele Heeresführer in der Geschichte hatten von sich behauptet, sich für jeden einzelnen Mann ihrer Streitkraft mit dem gleichen Nachdruck einzusetzen, sei es ein hoher Stabsoffizier oder der unterste Dienstgrad. Doch in der Regel hatten die Herren Offiziere zusammengehalten, und der gemeine »Schütze Arsch« hatte sehen können, wo er blieb.

Bittrich hielt solch ein Verhalten nicht nur menschlich für mies, sondern auch höchst kontraproduktiv für den Zusammenhalt in der Truppe. Und gerade eine relativ kleine Streitmacht wie die Thules war darauf angewiesen, daß jeder Mann dem anderen blind vertraute.

Die ungeheure Schlagkraft, die Einheiten aus Thule immer wieder an den Tag legten, hing nicht nur mit ihrer erstklassigen Ausrüstung zusammen, sondern auch damit, daß sich selbst der kleinste Soldat im hintersten Schützenloch stets hundertprozentig auf seine Führung verlassen konnte.

Und so konnte sich auch die Führung auf ihre Untergebenen verlassen. Dieses uneingeschränkte gegenseitige Vertrauen verlieh auch noch in den Zeiten modernster Kriegsführung den Thule-Truppen einen nicht zu unterschätzenden Vorteil jedem Feind gegenüber.

Auch damit dieses Vertrauen niemals erlosch, führte Bittrich seine unangemeldeten Inspektionen durch. So hatten die Führungsoffiziere keine Gelegenheit, ihre Einheit zu schönen und Männer, die vielleicht eine Beschwerde vorbringen würden, gerade am Tag der Inspektion mit einem »unaufschiebbaren Auftrag« ans andere Ende des Reiches zu schicken.

Offiziere, die sonst vielleicht ein wenig zum Schlendrian geneigt hätten, führten ihre Einheiten so, als könne der Thulemarschall jeden Tag vorbeikommen – denn genau so war es ja schließlich auch.

Das Meteorologische Truppeninstitut – oder Met, wie es im Dienstjargon augenzwinkernd hieß – war zwar eine Einrichtung der Truppen, aber hier arbeiteten Wissenschaftler, keine Soldaten. Als Angehörige der Streitkräfte hatten sie zwar militärische Dienstgrade, doch sie waren ebensowenig Soldaten wie etwa der Truppenkaplan. Aus diesem Grund hatte Bittrich bisher keine Notwendigkeit gesehen, das Met einer Inspektion zu unterziehen.

Wissenschaftler waren Zeitgenossen, deren Umgang der Marschall nach Möglichkeit mied. Er war ein erd- und heimatverbundener Soldat, ein Pragmatiker – die meist recht theoretisch veranlagten »Großhirne« hingegen lebten in einer völlig anderen Welt, die er nicht wirklich kennenlernen wollte. Den oft verschrobenen, manchmal auch genialen Gedankengängen der Forscher konnte er meist nicht folgen und versuchte es daher auch gar nicht erst.

Es genügte ihm völlig, wenn sie mal wieder eine Erfindung präsentierten, am besten ein neues Waffensystem, das Thule weiterhin einen großen technischen Vorsprung vor seinen Feinden sicherte.

Aber heute hatte er sich spontan zu einem Besuch im Met entschlossen, weil er gestern abend kurz vor dem Zubettgehen noch eine interessante Reportage im Thule-Fernsehen verfolgt hatte. Darin war von einer ungewöhnlichen Wärmewelle über Neu-Schwabenland die Rede.

Hier unten in der Höhlenwelt merkte man natürlich nichts von dem eisigen arktischen Wetter viel weiter oben. Hier unten war es stets frühlingshaft warm. Aber der Bericht hatte Bittrichs Neugier geweckt, und so wollte er sich im Met aus erster Hand über das Phänomen informieren.

Also hatte er Fahnenjunker Denkena befohlen, schon mal den Wagen zu holen.

Die Elektrofahrzeuge, die auf den Straßen Thules verkehrten, bezogen ihre Energie über Induktion aus der Straße und hatten außerdem starke Batterien an Bord. Bittrich hätte gern auch mal ein Automobil mit Benzinantrieb bewegt, aber in einer Höhlenwelt war es einfach vernünftiger, so wenige Abgase wie nur

irgend möglich zu produzieren, weil die Luftreinhaltung sonst einfach zu teuer geworden wäre.

Benzinmotoren waren außer in der Landwirtschaft prinzipiell nur in militärischen Fahrzeugen zulässig, und die führten ihre Manöver nach Möglichkeit nicht innerhalb der Höhlenwelt durch.

Der eine oder andere hohe Offizier hatte Bittrich schon einmal darauf angesprochen, ob man nicht wenigstens den Mitgliedern des Generalstabs ein benzingetriebenes Auto genehmigen könne. Er wußte zum Beispiel, daß Feldmarschall Speidel, der für die Heimatverteidigung verantwortlich war, für sein Leben gern einen großen Mercedes importiert hätte. Aber Thules oberster Kriegsherr war der festen Meinung, daß man gerade in Zeiten wie diesen, in denen man das Reich mit quasi diktatorischen Vollmachten regieren mußte, alle Bürger gleich behandeln mußte.

Wenn man wollte, daß einen das Volk unterstützte und im Kampf gegen die AIn notfalls sein Leben einsetzte, durfte man sich nicht über die anderen erheben. Wenn ein Schuster oder ein Bäcker kein Auto mit Benzinmotor importieren durfte, mußte das auch für einen Feldmarschall gelten.

Also stieg Bittrich in das Elektroauto, das Denkena aus der Tiefgarage geholt und vor den Eingang des Bismarck-Blocks gefahren hatte. Gegen zehn Uhr morgens war so gut wie jeder in Neu-Berlin an seinem Arbeitsplatz, so daß die Fahrt durch die prächtige Metropole mit ihren neoklassizistischen Fassaden in flottem Tempo bewältigt werden konnte.

Die Stadt war großzügig angelegt, Straßen, Parks und Gebäude blitzten vor Sauberkeit. In den Geschäftsstraßen gab es keine Billig- oder gar Kettenläden, die Gaststätten wurden ihrem Namen gerecht und waren keine Besäufnisanstalten, in denen es nur darum ging, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel Alkohol zu schlucken.

Wolkenkratzer suchte man vergebens, obwohl man angesichts einer lichten Höhe von drei Kilometern auch in dieser Höhlenwelt solche Ungetüme hätte aufstellen können. Doch es gab viel Platz im Reich Thule und relativ wenig Bürger. Deswegen

brauchte man keine Architektur, die den Menschen seiner Umgebung entfremdete. Diese Stadt war ein Ort, an dem ihre Bewohner gerne verweilten, weil sie sich hier wohlfühlten.

*

Das Meteorologische Truppeninstitut lag im Grüngürtel am Rande von Neu-Berlin. In der leicht hügeligen, parkähnlichen Landschaft standen schmucke Häuser inmitten großer Gärten. Viele der Menschen, die in der Stadt arbeiteten, zogen es vor, außerhalb zu wohnen.

Denkena lenkte den Wagen eine sanfte Anhöhe hinauf, deren Kuppe vom Flachbau des Instituts geprägt wurde. Das zivile Fahrzeug sah aus wie ein ganz gewöhnlicher Privatwagen und erregte deshalb keinerlei Aufmerksamkeit.

Aber Bittrich wußte, daß er auch in einer offenen schwarzen Elektrolimousine des OKT hätte fahren können. Wenn er sich in Thule bewegte, brauchte er keine Leibwächter. Die Menschen freuten sich, wenn sie ihn erkannten, winkten ihm zu, blieben aber höflich auf Distanz. Ein Mordanschlag, wie ihn praktisch jeder Staatsführer in der westlichen Welt befürchten mußte, war hier unvorstellbar.

Bittrich fragte sich, was diese Politiker falschgemacht hatten, wieso sie sich dermaßen von ihrem Volk entfernt hatten, daß sie sich nur noch mit Leibwächtern auf die Straße wagen konnten. Er vermutete auch hinter dieser unseligen Entwicklung den noch sehr viel unseligeren Einfluß der Lakaien der AIn.

Der Wagen hielt vor dem mit Granitsäulen geschmückten Eingangsportal des meteorologischen Instituts.

Bittrich stieg aus, Denkena verschloß das Fahrzeug und folgte ihm auf dem Fuße. Ein Pförtner kam aus dem Gebäude gelaufen und schimpfte: »Sie können hier nicht parken! Das…« Er verstummte, als er den Thulemarschall erkannte.

Der sagte lächelnd: »Entschuldigen Sie, das wußte ich nicht. Wir sind zum erstenmal hier. Denkena, fahren Sie den Wagen auf einen Parkplatz und kommen Sie mir dann nach.« Er blickte den Pförtner an. »Hinter dem Haus, nehme ich an?«

Der Mann nickte nur stumm und mit offenem Mund.

»Ich gehe mal davon aus, daß Sie wissen, wer ich bin?« fragte Bittrich mit freundlichem Lächeln.

»Jawohl, Herr Thulemarschall! Was wollen Sie denn nur hier bei uns?« Der Pförtner lief knallrot an, als er merkte, was er da gerade von sich gegeben hatte. »Ich meine… ich wollte sagen… was führt Sie zu uns?«

»Nicht so aufgeregt, mein Lieber! Ich möchte mir nur das Institut ansehen. Verraten Sie mir ihren Namen?«

»Meier. Mein Name ist Hermann Meier. Es tut mir sehr leid, daß ich so unfreundlich war, aber das Parkverbot…«

»Nun beruhigen Sie sich erst einmal, Meier. Meine kleine Inspektion fängt doch schon recht vielversprechend an. Sie sind jedenfalls auf Ihrem Posten und erfüllen tadellos Ihre Pflicht!«

In Meiers Gesicht ging die Sonne auf ob des Lobs.

»Und nun führen Sie mich bitte zu Professor Windisch!«

»Unserem Institutsleiter? Sofort, Herr Thulemarschall. Ich weiß zufällig, daß die hohen Herren gerade alle im großen Konferenzraum sind. Wenn Sie gestatten, bringe ich Sie gleich hin!«

8. Streitphase

Die Stimmung im großen Konferenzraum des Meteorologischen Truppeninstituts war gespannt. Offenbar hatte Professor Dr. Eberhard Windisch, der Leiter des Instituts, nicht mit so viel Widerspruch gerechnet.

Windisch war ein hochgewachsener, hagerer Mann, der auf die 60 zuging. Sein volles weißes Haar war zu einer militärisch kurzen Bürstenfrisur geschoren. Der stets korrekt gekleidete oberste Meteorologe des Reiches liebte die Eleganz maßgeschneiderter Anzüge. Obwohl er als wissenschaftlicher Offizier der Thule-Truppen den Rang eines Generalmajors innehatte, sah man ihn so gut wie nie in Uniform.

Deswegen trugen auch die anderen Mitarbeiter des Instituts stets zivile Kleidung. Der einzige Uniformierte im Met war der Pförtner. Und ausgerechnet der steckte jetzt seinen Kopf ohne anzuklopfen durch die Tür und wagte es, Windischs Vortrag zu unterbrechen.

»Was gibt es…?« Vergeblich suchte der Professor nach dem Namen des Pförtners, aber solche unwichtigen Details konnte und wollte er sich nicht merken.

»Sie haben hohen Besuch, Chef!« grinste der Uniformierte und trat beiseite.

Windisch wollte gerade eine Schimpfkanonade vom Stapel lassen, denn er bestand darauf, mit »Herr Professor« angeredet zu werden, vor allem von derart subalternen Elementen wie dem Pförtner. Doch sein Ärger blieb ihm im Halse stecken, als Thulemarschall Bernhard Bittrich persönlich den Raum betrat.

Er verabschiedete sich mit Handschlag von dem Pförtner und sagte laut: »Ich werde mir gleich nach meiner Rückkehr ins OKT Ihre Personalakte kommen lassen und persönlich eine

Belobigung eintragen, Herr Meier. Wenn Sie jetzt noch so freundlich wären und meine Ordonnanz herbringen könnten… Denkena hat sich vermutlich mal wieder verlaufen.«

Meier schlug die Hacken zusammen, salutierte zackig und verschwand.

Bittrich wandte sich den verblüfften Wissenschaftlern zu und forderte sie auf, weiterzumachen. »Ich will mich nur mal ein wenig hier umsehen. Also machen Sie weiter, meine Herren, und tun Sie einfach so, als wäre ich nicht da!«

Das war natürlich leichter gesagt als getan, Professor Windisch fühlte sich durch die Anwesenheit seines obersten Dienstherren mehr als nur irritiert.

Schließlich aber riß er sich zusammen und kam zum Thema der Diskussion zurück: »Wir haben es momentan mit einem außergewöhnlichen Temperaturphänomen in der Antarktis zu tun. Obwohl da oben über uns gerade die Polarnacht herrscht, die noch gut einen Monat anhalten wird, sind die Temperaturen auf wenige Grad unter Null angestiegen.

Hier unten in unserem Höhlenreich merken wir davon natürlich nichts, aber das Phänomen ist schon beachtlich. Sogar die Gewässer an der Kronprinzessin-Martha-Küste sind eisfrei – und das mitten im tiefsten südpolaren Winter. Die Kollegen von der Neumayer-Station* haben schon Alarm geschlagen, und in Deutschland rasten die Medien wegen der ›neuen Klimakatastrophe‹ fast aus.

Ich führe dieses Phänomen allerdings auf den von uns aktiv geförderten Anstieg des Kohlendioxidgehalts der Atmosphäre zurück. Wenn wir noch ein paar Jährchen so weitermachen, dann können sich die AIn nur noch im Raumanzug auf der Erde bewegen und müssen ihre Welteroberungspläne endgültig aufgeben. Was meinen Sie dazu, verehrte Kollegen?«

Windisch sah erst auffordernd in die Runde, dann indigniert zu Denkena, der den Raum betrat und sich neben den Marschall in die letzte Reihe setze.

---

* bundesrepublikanische Forschungsstation in Neu-Schwabenland

Einer der Meteorologen, ein Mann mittleren Alters, erhob sich und sagte: »Ich sehe das genauso wie Sie, Herr Professor. Der hohe Kohlendioxidgehalt der Atmosphäre hat den von uns vorhergesagten Treibhauseffekt in Gang gesetzt und sorgt nun für den Temperaturanstieg am Südpol. Das ist nichts, worüber wir uns Sorgen machen müßten. Sobald wir die AIn von der Erde vertrieben haben, senken wir den Kohlendioxidausstoß wieder und machen den Effekt rückgängig.«

»Danke, Doktor Eppelmann.« Windisch schaute huldvoll in die Runde, während der Angesprochene sich wieder setzte. »Dann wäre ja alles soweit geklärt, und ich kann mich um den Herrn Marschall kümmern. Beenden wir die Sitzung.«

Bittrich sah allerdings, daß manche der meist jüngeren Wissenschaftler in der Runde höchst unzufriedene Gesichter machten. Einige schüttelten verstohlen die Köpfe, wollten ihrem Chef aber in Anwesenheit seines obersten Vorgesetzten offenbar nicht widersprechen.

Aber wenn der Marschall eines nicht leiden konnte, dann war das Duckmäusertum. Jeder im Offizierskorps wußte, daß der »Bärwolf« niemandem einen offen und ehrlich vorgetragenen Widerspruch übelnahm – und erst recht dann nicht, wenn sich die andere Meinung als richtig bewahrheitete.

Also sagte er in die Runde: »Ich glaube, einige der Herren am Tisch haben noch etwas zum Thema zu sagen, Herr Professor. Es würde mich freuen, wenn Sie die Diskussion ein wenig fortsetzen könnten. Wie Sie wissen, habe ich nicht wirklich Ahnung von der Meteorologie. Wenn also noch ein paar gegensätzliche Meinungen vorgetragen würden, könnte ich sicher etwas lernen.«

Windisch sah aus wie vom Donner gerührt. Aber er hatte sich schnell wieder im Griff und entgegnete leichthin: »Ich hatte keinesfalls vor, eine Diskussion abzuwürgen, Marschall. Also möge sich jeder zum Reden aufgefordert fühlen, der noch etwas zum Thema beizutragen hat.«

Doch die Herren am Tisch kannten offenbar die Launen ihres Chefs, und keiner traute sich, die Hand zu heben und seine Meinung kundzutun.

Das war ein unerträglicher Zustand für ein wissenschaftliches Institut, fand Bittrich. Er nahm sich vor, seine Eindrücke von diesem Inspektionsbesuch sehr genau zu Papier zur bringen, Windisch zum Rapport ins OKT zu bestellen und das Met dann häufiger zu besuchen.

Egal, wie qualifiziert der Professor in seinem Fachgebiet war – wenn er Probleme mit der Menschenführung hatte, war er auf einem Führungsposten fehl am Platz.

Aber man würde sehen. Der Marschall war kein Mann der überhasteten Entscheidungen. Der erste Eindruck konnte täuschen.

Um den vielleicht zu korrigieren, sprach er einen der jungen Wissenschaftler an, der bei Windischs Vortrag besonders heftig den Kopf geschüttelt hatte: »Ich habe den Verdacht, daß sie mit der Meinung des Institutsleiters nicht wirklich übereinstimmen, Herr…«

»Busch«, sagte der junge Mann zögernd. »Aber ich bin nur Doktorand am Institut und möchte den Professor nicht bloßstellen.«

»Wo denken Sie hin?« erwiderte Bittrich lächelnd. »Dies ist ein freies Land. Ich würde Ihre Meinung gern hören, so abwegig sie auch sein mag. Ist Wissenschaft nicht ein ununterbrochener Prozeß des Austauschs neuer Ideen und der engagierten Debatte darüber?«

Als Busch jetzt auch noch schwieg, setzte der Marschall noch einen drauf: »Ich bin sicher, daß Professor Windisch nichts dagegen hat, wenn Sie eine abweichende Meinung vortragen.«

»Natürlich nicht«, beeilte sich der Angesprochene zu versichern. Doch das säuerliche Lächeln auf seinem Gesicht sprach Bände. Weil er aber wußte, was er seinem obersten Dienstherrn schuldig war, sprach er den jungen Mann direkt an: »Reden Sie offen, Busch, und machen Sie sich keine Sorgen wegen Ihrer Promotion. Dies ist schließlich eine Diskussionsrunde und kein Rigorosum*.«

---

* mündliche Doktorprüfung

Endlich faßte sich Busch ein Herz und stand auf. »Wir alle wissen, daß der sogenannte ›Treibhauseffekt‹, den Kohlendioxid oder kurz CO_2 angeblich auf die Atmosphäre ausüben soll, ein gewaltiger Humbug ist.«

Einige der älteren Forscher am Tisch murmelten Widerspruch, doch jetzt ließ sich Busch nicht beirren. »Als wir anfingen, das auf unserem Gebiet reichlich sprudelnde Erdöl in großen Mengen in den Wirtschaftskreislauf der Welt zu schmuggeln, um den Anstieg des CO_2-Gehalts der Atmosphäre zu beschleunigen, wurden umfangreiche Untersuchungen in unserem Institut angestellt, die bestätigten, daß dieses Vorgehen zu so gut wie keinen Nebenwirkungen führen würde außer eben der einen, von uns beabsichtigten: die Erde zu einem für die AIn unwirtlichen Planeten zu machen.

Es waren deren Lakaien, die das Märchen vom ›Treibhauseffekt‹ in die Welt gesetzt haben, obwohl es wissenschaftlich nicht haltbar ist. Aber wozu braucht man die Wissenschaft, wenn man Medien und Politik in der Tasche hat? Ich erinnere nur an die Äußerung des ehemaligen deutschen Bundeskanzlers Schröder vor dem ersten sogenannten ›Klimagipfel‹ in Kioto: Da hatte das Max-Planck-Institut eine Studie vorgelegt, die nachwies, daß ein paar Promille CO_2 mehr oder weniger in der Luft völlig harmlos sind – für uns. Als er von der Studie gehört hatte, soll Schröder gesagt haben: ›Sind die denn wahnsinnig geworden, so etwas zu veröffentlichen – ausgerechnet jetzt, wo wir etwas gegen CO_2 unternehmen wollen?‹

Bis vor kurzem ging ich davon aus, daß wir zumindest hier in unserem Institut nicht auf dieses Hirngespinst hereinfallen und uns an den wissenschaftlich belegbaren Fakten orientieren.«

Windisch fiel ihm ins Wort: »Wissenschaft bedeutet aber auch, offen zu sein für neue Erkenntnisse, wenn sich solche ergeben. Sonst würden wir heute noch immer daran glauben, daß die Erde eine Scheibe ist. Die für diese Jahreszeit ungewöhnlichen Temperaturen in der Antarktis lassen sich leider nicht wegdiskutieren, junger Mann!«

»Das ist auch gar nicht meine Absicht, Herr Professor.« Einmal in Schwung gekommen, fand Busch es nicht mehr so

schwer, seinem Vorgesetzten zu widersprechen. »Ich bin allerdings davon überzeugt, daß die hohen Temperaturen eine ganz andere Ursache haben. Seit einigen Wochen haben wir es mit extrem starken Polarlichtern an beiden Polen und Störungen in der Ionosphäre zu tun, die immer mal wieder die Funkkommunikation behindern.«

Davon hatte Bittrich auch schon gehört, weil es manchmal Schwierigkeiten gab, die weltweit operierenden Einheiten der Thule-Truppen zu erreichen.

»Wir sollten uns lieber darauf konzentrieren, die Ursachen für die atmosphärischen Phänomene zu untersuchen«, erklärte Busch. »Hier könnten wir genau die Ursache für unseren warmen Winter finden, die wir suchen. Und ich glaube nicht, daß diese Phänomene eine natürliche Ursache haben.«

»Was Sie glauben, ist irrelevant.« Windisch war blaß geworden – vor Zorn über soviel Widerspruch, vermutete der Marschall. Doch er hatte sich schnell wieder im Griff. »Wir sind Wissenschaftler, keine Priester. Unsere Arbeit befaßt sich mit harten Fakten und nicht mit Glaubensfragen. Wenn Sie uns außer Ihrem Glauben nichts zu bieten haben, sollten Sie lieber schweigen, bevor Sie sich lächerlich machen.«

Der junge Mann setzte sich mit hochrotem Kopf wieder hin, sagte aber keinen Ton mehr.

Windisch sprach mit angestrengtem Lächeln in die Runde: »Wenn das alles wäre, könnten wir ja jetzt an unsere Arbeit zurückgehen – selbstverständlich nur, wenn der Herr Thulemarschall einverstanden ist.«

Bittrich blieb nichts anderes übrig, als zu dieser rhetorischen Frage zu nicken. Aber ihm war klar, daß diese »kleine Inspektion«, die er, wenn er ehrlich sein sollte, eigentlich als Einleitung eines entspannten Wochenendes geplant hatte, höchst problematisch werden würde. Er erkannte, daß es ein Fehler gewesen war, nur die Kampfeinheiten im Auge zu behalten.

Nach seinem ersten Eindruck war Professor Windisch der falsche Mann auf dem Posten des Institutsleiters. Aber der erste Eindruck konnte täuschen, und so gab es auf einmal eine Menge Arbeit für den Marschall.

Während die anderen Wissenschaftler den Raum verließen, kam Windisch mit freundlichem Lächeln auf Bittrich und Denkena zu. »Wie wäre es jetzt mir einer kleinen Führung durch mein Institut?«

*

In den verschiedenen Abteilungen bekam der Thulemarschall rasch einen Überblick über die Arbeit des Instituts. In den Weltmeeren waren Bojen verankert, die von den AIn und ihren Lakaien so gut wie nie aufgespürt wurden.

Eigene Wettersatelliten sparte sich das Reich, da man dank der hervorragenden Programmierkünste der thuleschen Datenverarbeitungsspezialisten in der Lage war, die Funkmeldungen sämtlicher Wettersatelliten abzuhören, und seien sie auch noch so verschlüsselt.

Mit einem ähnlichen Programm war es möglich, die weltweit installierten Wetterstationen privater wie staatlicher Organisationen mitzubenutzen, ohne daß deren Betreiber etwas davon mitbekommen hätten.

»Für unsere weltweiten Einsätze ist eine weltweite Wettervorhersage lebenswichtig«, erläuterte Professor Windisch. »So war es im Zweiten Weltkrieg etwa ein enormer Vorteil für die Alliierten, daß sie die wesentlich exaktere Wettervorhersage für den Atlantik hatten als die Deutschen. Mittlerweile dürfte allerdings keine einzige Nation über einen besseren meteorologischen Dienst verfügen als wir.«

»Das wissen wir zu schätzen, Professor, und wir bauen darauf, daß Sie ihre gute Arbeit nicht nur fortsetzen, sondern kontinuierlich verbessern!«

»Darauf bauen Sie zurecht, Marschall«, sagte Windisch mit einem Lächeln, das Bittrich nicht recht zu deuten wußte. Der Wissenschaftler sah auf die Uhr. »Mittagszeit. Ich lasse uns ein kleines Essen in meinem Büro arrangieren, was halten Sie davon?«

»Danke für das Angebot, aber wenn Sie nichts dagegen haben, werden Denkena und ich lieber in der Institutskantine speisen.

So können wir auch gleich die Qualität dieser nicht unwichtigen Einrichtung überprüfen.«

Windisch erhob keine Einwände.

*

Das Essen war hervorragend. Windisch hatte im Haus herumtelefoniert und einige seiner höchsten Mitarbeiter zu dem Essen bestellt.

Dem Marschall fiel auf, daß es sich ausschließlich um solche Männer handelte, die bei der Besprechung heute morgen keinen Widerspruch geäußert oder auch nur angedeutet hatten.

Als er sich nach dem Essen zum Kaffee eine seiner geliebten kubanischen Zigarren anzündete, erhob sich der überzeugte Nichtraucher Denkena und verschwand mit indignierter Miene Richtung Toiletten, obwohl Bittrich nur ein kleines Format gewählt hatte.

Das Tischgespräch plätscherte so vor sich hin, die meisten Wissenschaftler verabschiedeten sich nach und nach mit Hinweis auf anstehende Dienstpflichten. Langsam wurde es peinlich, denn der Marschall wußte nicht wirklich, worüber er mit Windisch plaudern sollte.

Endlich kam Denkena zurück. Er trat an Bittrichs Stuhl und beugte sich unverblümt zum Ohr des Marschalls hinab.

So leise, daß nur der mithören konnte, flüsterte er: »Bitte rauchen Sie in Ruhe Ihre Zigarre zu Ende, und gehen Sie danach zur Toilette.«

Der Angesprochene zeigte mit keiner Regung, wie überrascht er war. In Windischs Gesicht stand die Neugier darüber geschrieben, was der junge Offiziersanwärter dem Marschall wohl ins Ohr geflüstert hatte, aber er traute sich nicht, nachzufragen.

Etwa acht Minuten später legte Bittrich den Zigarrenstummel in den Aschenbecher, um ihn ausglühen zu lassen. Er erhob sich und reichte dem Institutsleiter die Hand. »Ich danke Ihnen für das ausgezeichnete Essen und den interessanten Vormittag, Professor«, sagte er. »Aber jetzt muß ich zurück ins OKT. Die Pflicht ruft, Sie verstehen.«

»Selbstverständlich! Ich werde Sie zur Tür begleiten. Und… es wäre mir eine Freude, Sie öfter bei uns begrüßen zu dürfen, Marschall!«

Die Freude sollst du haben, dachte Bittrich, innerlich grinsend. Laut aber entgegnete er: »Vielen Dank, aber nicht nötig. Wir finden schon alleine nach draußen. Ich muß sowieso noch mal für Offiziersanwärter… Sie verstehen.« Sprach's, ließ den verdutzten Professor stehen und marschierte auf den im Vorraum zur Kantine befindlichen Toiletteneingang zu.

Unter Denkenas scheinbar gleichgültigem Blick blieb Windisch gar nichts anderes übrig, als sich zu entfernen.

*

Im Vorraum der Toilettenanlage, bei den Handwaschbecken, wartete der junge Mann namens Busch. Er wirkte extrem nervös.

Bittrich fragte ihn ohne lange Umschweife, was er wollte.

»Ich bin einer Verschwörung ungeahnten Ausmaßes auf der Spur«, eröffnete der junge Mann unverhofft. Er schwitzte, seine Blicke eilten immer wieder zur Tür. Doch niemand trat ein.

»Aha«, war alles, was Bittrich dazu einfiel. »Sie müssen schon etwas konkreter werden, junger Mann.«

»Das kann ich nicht ohne Beweise. Aber diese Beweise könnte ich leicht beschaffen. Ich muß nur über eine abhörsichere Leitung mit einem meiner Kollegen in Thule Nord reden. Hier im Institut ist mir das nicht möglich. Egal, wie sicher die Leitung zu sein scheint – Windisch kann immer mithören, wenn er will.«

»Sie möchten also eine Leitung des OKT benutzen, wenn ich Sie richtig verstehe?«

»Ja, Thulemarschall! Ich könnte morgen mit allen nötigen Unterlagen vorbeikommen – und werde Ihnen nach dem Gespräch entweder die Beweise liefern oder wie ein Idiot dastehen. Aber das muß ich riskieren!«

Auch wenn der Marschall morgen noch einiges im Büro zu erledigen hatte, verspürte er keine große Lust, sich mit Buschs

Ideen zu beschäftigen, die vermutlich nur Hirngespinste waren – wollte ihn aber auch nicht abweisen. Also zog er Notizblock und Stift aus der Tasche, schrieb etwas auf, riß den Zettel ab und reichte ihn Busch. »Kommen Sie morgen früh um zehn Uhr in den dritten Stock im Nordflügel des Bismarck-Blocks und gehen Sie in Raum 381 zu Hauptmann Nagel. Ich werde Ihn über Ihr Anliegen informieren und anweisen, Ihren Wunsch zu erfüllen.«

*

Auf der Rückfahrt unterhielt sich Bittrich mit Denkena über die merkwürdige Begegnung. Er äußerte die Vermutung, daß im Meteorologischen Truppeninstitut vielleicht nicht alles mit rechten Dingen zuging.

Der Fahnenjunker sah das gelassener. »Wenn Sie mich fragen, haben wir es hier mit einem typischen Streit unter Wissenschaftlern zu tun. Vielleicht wird Windisch langsam alt und versucht aufstrebende Konkurrenten wegzubeißen, vielleicht ist dieser Busch aber auch einfach nur durchgedreht. Ich würde mir keine allzugroßen Gedanken darüber machen. Wie auch immer, Marschall, morgen erfahren wir mehr.«

Das war der einzige Punkt, in dem Denkena sich nicht irrte. Am nächsten Morgen sollten sie tatsächlich mehr erfahren.

Aber da war es fast schon zu spät.

9. Eröffnungsphase

Zur gleichen Zeit war Stabsfeldwebel Lohberger alles andere als gut zu sprechen auf »die Kommißköppe in Neu-Berlin«, wie er sich ausdrückte.

Der Mann war ein Typ, wie man sich ihn nicht vorstellen konnte, wenn man ihn nicht kennengelernt hatte. Für den im Dezember 1968 in der Bundesrepublik geborenen drahtig-muskulösen Kerl, der mit seinen 184 Zentimetern Körpergröße beinahe aussah wie ein Modellathlet, war der Dienst in der Bundeswehr auf Dauer »zu lasch« gewesen, weshalb er sie vorzeitig verlassen hatte.

Vielleicht lag das aber auch daran, daß er bei seinen Vorgesetzten kein rechtes Weiterkommen mehr für sich sah. Das mochte damit zusammenhängen, daß er an Armen und Beinen zahlreiche bunte Tätowierungen trug, wie man sie eher in anderen Kreisen vermutete als in den Streitkräften der BRD.

Vor zwei Jahren war er für die Thule-Truppen rekrutiert und zum Stabsfeldwebel befördert worden. Aber auch die Offiziere im OKT waren erkennbar keine Freunde der Tätowierungsseuche, die die westliche Welt in den letzten Jahren heimgesucht hatte – und so fand sich Lohberger auf einem zwar wichtigen, aber abgelegenen und langweiligen Posten wieder – im Geschützbunker »Fräulein Susi«.

Der Mann mit den kurzgeschorenen dunkelbraunen Haaren und den ehrlichen Augen von der gleichen Farbe schien ohne Vornamen auf die Welt gekommen zu sein: Jeder redete ihn nur mit »Lohberger« an, und selbst in seiner Militärakte war kein Vorname verzeichnet. Auf die Frage, wie ihn denn seine Eltern angeredet hätten, pflegte er stets zu antworten: »Mit *Herr* Lohberger«.

Seit kurzem war der noch relativ junge Oberleutnant Farres Kommandant von »Fräulein Susi« und damit Lohbergers direkter Vorgesetzter. Er war ein Offizier, der es noch weit bringen würde – intelligent, ehrgeizig und vor allem klug genug, um den erfahrenen Stabsfeldwebel um Rat zu fragen, wenn es um wichtige Entscheidungen ging.

»Fräulein Susi« hieß in der amtlichen Bezeichnung »Befestigungswerk 108 West 60/60« und war eine in eine Bergflanke gebaute massive Bunkerstellung mit zwei Sechzigzentimetergeschützen als Hauptbewaffnung. Der Steilhang, in dem sich die Stellung verbarg, lag direkt am Meeresufer und bot somit ein ideales Schußfeld.

Die Anlage gehörte zu den zahlreichen Stellungen entlang der Küste, die Thule vor einer Invasion von See her schützen sollten. Denn sollte es eine Armee jemals wagen, das Reich direkt anzugreifen, war das nur von hier, von der Kronprinzessin-Martha-Küste aus, möglich. Das Heranführen größerer Verbände über das antarktische Plateau hinweg galt als unmöglich.

Die ersten Küstenbefestigungen waren schon 1947 errichtet worden und trugen die Bezeichung »Eiswall«. Sie waren eines der größten Geheimnisse des Reiches Thule überhaupt – nicht einmal die Norweger, denen dieser Abschnitt der Antarktis offiziell gehörte, hatten auch nur die leiseste Ahnung von den gut getarnten Bunkerstellungen.

Die bundesrepublikanische Neumayer-Forschungsstation lag keine 15 Kilometer entfernt von »Fräulein Susi«, aber in der Unwirtlichkeit der Antarktis war mit einer Enttarnung des Eiswalls nicht zu rechnen.

Die Stellung war geplant und verwirklicht worden, nachdem Anfang 1947 die Amerikaner eine Streitmacht unter dem Kommando von Admiral Byrd in die Antarktis geschickt hatten, um die deutschen Truppen aufzuspüren, die sich nach hier abgesetzt hatten.

Die Niederlage der Amerikaner war zwar umfassend gewesen, aber das OKT hatte dem Frieden nicht getraut und den Ausbau der Abwehrlinie mit allen Kräften vorangetrieben. Auch später, als man über inoffizielle Kanäle mit den wichtigsten Regierun-

gen der Welt in Kontakt getreten war, war man vorsichtig geblieben und hatte den Eiswall kontinuierlich ausgebaut.

Allerdings verfügten die Abwehrstellungen nicht über Schienenkanonen, sondern nur über konventionelle Geschütze. Man hatte hier in den Bunkern keine Atomreaktoren, die für den Betrieb von Schienenkanonen unerläßlich waren, installieren wollen. Außerdem hatte selbst das Reich Thule nicht genug Finanzmittel, um jede Stellung um ein Kernkraftwerk und die dazugehörige bombensichere Verbunkerung zu erweitern.

Aber auch die konventionelle Bewaffnung des Eiswalls war alles andere als unbeachtlich. Die Geschütze waren laufend modernisiert worden, die »kleinsten« Waffen hatten 20 Zentimeter Kaliber, die größten sogar 60 wie die beiden von »Fräulein Susi«. Bei ihnen handelte es sich um Teile der ausgemusterten Erstbewaffnung des Flugzeugträgers »Hindenburg«: Als der mit den neuentwickelten Schienenkanonen ausgerüstet worden war, hatte man seine bisher eingebauten 156 überschweren Geschütze auf die Bunkerstellungen an der Eismeerküste verteilt.

Darüberhinaus gab es zwischen den Bunkern mit den schweren Geschützen zahlreiche ebenfalls – wenn auch nicht so massiv – verbunkerte Abwehrstellungen mit Rotationskanonen Gustloff HF 21 und 21 M.

Am Meeresboden vor Küstenabschnitten, an denen eine Invasion theoretisch möglich war, hatte man unzählige schwere Seeminen verankert, die mittels Magnetfunk aufgelassen und gleichzeitig scharfgemacht werden konnten. Allein schon diese Minen würden dafür sorgen, daß eine Invasionsflotte mindestens 50 Prozent ihrer Schiffe verlor, bevor sie die Küste erreicht hatte.

Den Rest würden die Geschütze erledigen, die dank ihrer modernsten FuMO*-Feuerleiteinrichtung über eine extrem hohe Treffsicherheit verfügten. Und sollte es dem Feind wider alle Erwartungen gelingen, die Funkmeßverfahren zu stören, konnten die Geschützführer immer noch auf die optischen Entfer-

---

* Funkmeßortung (»Radar«)

nungsmesser zurückgreifen. Auf diesem Gebiet waren die Deutschen schon immer führend gewesen, und zu den Männern, denen 1944/45 die Flucht an den Südpol gelungen war, hatten auch führende Techniker der Zeiss-Werke in Jena gehört. Natürlich waren sie nicht ohne ihre Unterlagen gekommen.

Auch die optischen Feuerleitgeräte waren laufend weiterentwickelt worden und verfügten heute über uneingeschränkte Nachtsichtfähigkeit. Im Prinzip stellte der Eiswall eine undurchdringliche Schutzeinrichtung dar. Im Prinzip.

Denn momentan war er so gut wie wertlos, und darüber regte sich Lohberger auf. Ausgerechnet Oberleutnant Farres wurde das Opfer der Schimpfkanonaden des Stabsfeldwebels, obwohl er keinerlei Schuld hatte an der gegenwärtigen Situation.

»Verteidigungsstellungen ohne Feuerleitanlagen sind wertlos, vielleicht gerade noch für ein paar Salut- oder Böllerschüsse zu gebrauchen!« schimpfte Lohberger.

Farres versuchte ihn zu beruhigen. »Sie wissen doch genau, daß die Anlagen einmal im Jahr gewartet werden müssen. Thule schickt ein Flugzeug oder einen Stahlzeppelin, läßt die Geräte nach Neu-Berlin bringen, und wenn sie dann wieder eingebaut werden, sind sie nicht nur so gut wie neu, sondern durch kleine Verbesserungen oft noch wirkungsvoller als vorher.«

»Ist ja alles richtig«, knurrte Lohberger, »aber bisher wurden FuMO- und optische Anlagen *nacheinander* gewartet. So waren wir im Notfall immer noch in der Lage, einen anrückenden Feind unter Feuer zu nehmen. Aber ausgerechnet jetzt holen sie beides auf einmal ab!«

»Nun ja, auch das Reich Thule muß Kosten sparen. Wir haben in den letzten zwölf Monaten so viele Einsätze gehabt wie noch nie. Hinzu kommt unsere Unterstützung für die CSA. Das alles kostet enorme Summen, die wir nicht einmal mit unseren geheimen Erdölexporten hereinholen können.«

»Papperlapapp! Fällt Ihnen eigentlich gar nichts auf, wenn sie aus der Geschützluke nach draußen blicken?«

»Doch. Es ist stockfinster, weil wir Polarnacht haben. Denkbar schlechte Zeiten für einen Großangriff. Deswegen wird die Wartungsaktion ja auch immer mitten im Winter durchgeführt.«

»Winter ist das Stichwort, Oberleutnant«, knurrte Lohberger und klang fast so gefährlich wie ein Wolf. »Da draußen herrscht kein Winter! Der findet in diesem Jahr nur auf dem Kalender statt! Wir haben gerade mal drei Grad unter Null, und das Meer ist eisfrei. Das kann man wegen der ungewöhnlich zahlreichen Polarlichter klar sehen. Mit solchen Bedingungen kommen selbst die verweichlichten Amis klar, und Sie wissen so gut wie ich, daß die Feiglinge heute am liebsten bei Nacht kämpfen, seit es ihnen gelungen ist, die von ihnen gestohlenen deutschen Unterlagen über die im letzten Krieg entwickelte Nachtsichttechnik zu entschlüsseln. Und wenn die Russen kämen, würden die glatt im Sommeranzug angreifen, weil die bei solchen Temperaturen sonst schwitzen!«

»Lohberger, Sie übertreiben.« Farres mußte unwillkürlich grinsen. »Weder Amerikaner noch Russen sind willens oder auch nur in der Lage, uns hier anzugreifen. Und wenn sie kämen, würde unsere Aufklärung sie schon mehrere Tage vor ihrer Ankunft hier erfassen.«

»Was soll das denn wieder heißen? Merken Sie denn nicht, daß unsere Stellung gerade völlig wertlos ist, weil sie keinerlei Einrichtungen zur Zielerfassung und Feuerleitung mehr hat? Wenn man meint, den Eiswall nicht mehr zu brauchen, muß man ihn eben aufgeben. Aber das, was momentan hier läuft, erinnert mich doch verdammt an meine Zeit bei der Bundeswehr. Bedrohungslagen oder militärische Notwendigkeiten haben da nie interessiert, sondern immer nur der Geldbeutel. Das einzige, was die Wehrpflichtigen wirklich gelernt haben, war, wie man sich am besten drückt. Eine Armee, deren Führung nicht daran glaubt, daß es jemals zu einem großen Kampf kommen könnte, ist überflüssig und wird in einem Ernstfall innerhalb von Stunden untergehen.

Ich bin zu den Thule-Truppen gekommen, weil ich als *Soldat* dienen wollte. Wenn das hier jetzt auch so eine Armee von Pappkameraden wird, muß ich mich wohl wieder mal nach was Neuem umsehen.«

»Lohberger, Sie vergessen sich!« Jetzt war Oberleutnant Farres richtig wütend. »Keine Armee der Welt hat in den letzten

zwölf Monaten so viel gekämpft wie wir. Wenn Ihnen der Dienst hier in der Bunkerlinie zu langweilig ist, können Sie sich ja auf einen anderen Posten bewerben!«

»Das mache ich monatlich, seit ich hierher versetzt wurde. Keine Sorge, Oberleutnant, das richtet sich nicht gegen Sie! Aber auch wenn mir dieser Posten hier nicht gefällt, sehe ich es als meine soldatische Pflicht an, die Aufgabe, mit der ich betraut wurde, nach besten Kräften zu erfüllen. Aber das ist nicht möglich, wenn man mir die dazu notwendige Ausrüstung wegnimmt.«

»Nun übertreiben Sie mal nicht so schamlos«, versuchte Farres seinen wichtigsten Mann zu beruhigen. »Sie werden sehen, daß nächste Woche wieder alles eingebaut wird und wir dann wieder so schlagkräftig sind wie eh und je!«

Der Oberleutnant ahnte nicht, daß dies der letzte große Irrtum in seinem Leben gewesen sein sollte.

*

Wenige Stunden später war auch Farres ein wenig beunruhigt, als er Lohberger über den neusten Befehl aus dem OKT berichtete. »Lassen Sie das ortsfeste Nachtsichtgerät im Kommandobunker ausbauen und die Nachtsichtbrillen der Mannschaften einsammeln. Das OKT nutzt das gute Wetter aus und schickt uns einen Hubschrauber vorbei, der die Geräte zur jährlichen Inspektion abholt.«

»Nein.« Der Stabsfeldwebel klang ruhig, beinahe abgeklärt. Nur wer ihn sehr gut kannte, wußte, daß jetzt ein Vulkan in ihm brodelte, der jederzeit explodieren konnte. »Wenn ich das tue, sind wir wirklich blind. Und das mitten in der Polarnacht, bei eisfreiem Meer. Das kommt nicht in Frage!«

»Lohberger, Sie können einen direkten Befehl des OKT nicht verweigern! Sie sollten nicht vergessen, daß wir hier *nicht* bei der Bundeswehr sind. Im Reich Thule herrscht noch immer das Kriegsrecht.

Eine Befehlsverweigerung kann sie unter Umständen direkt vor ein Erschießungskommando führen!«

»Das glauben Sie doch selbst nicht! Was hier abläuft, ist eine einzigartige Schweinerei. Weiß der ›Bärwolf‹ überhaupt davon?«

»Der Thulemarschall ist über alle Vorgänge in der Truppe informiert, das sollten Sie eigentlich wissen! Und außerdem sind wir keineswegs so wehrlos, wie Sie glauben. Obwohl niemand wirklich mit einem Angriff rechnet, liegt nur 20 Kilometer landeinwärts eine komplette Panzerdivision bereit. Also machen Sie sich nicht so viele Gedanken und führen den Befehl aus.«

»Mit Verlaub, Herr Oberleutnant, aber der Befehl kann mir gestohlen bleiben. Die Bürokratenärsche glauben wohl, sie könnten mit uns machen, was sie wollten. Aber da kennen sie den alten Lohberger schlecht. Ich will Ihnen sagen, was ich jetzt mache: Ich kann nicht verhindern, daß die ortsfeste Spähanlage abmontiert wird. Aber die Nachtsichtbrillen bleiben hier. Ich schreibe eine Verlustmeldung für die Dinger. Das nehme ich auf meine Kappe, Sie brauchen den Wisch nicht zu unterzeichnen! Und wenn dann unsere Feuerleiteinrichtungen und das große Sichtgerät wieder eingebaut sind, dann – und nur dann! – werde ich die Brillen wiederfinden und nachträglich zur Inspektion abliefern!«

Farres zögerte einen Augenblick lang, aber dann nickte er. »Also gut, Stabsfeldwebel, so wird es gemacht. Doch das müssen Sie nicht auf Ihre Kappe nehmen. Ich habe draußen eine Materialtransportübung angeordnet, und der Schlitten mit der Brillenkiste ist von einer der zahlreichen Lawinen verschüttet worden, mit denen wir es angesichts der hohen Temperaturen momentan laufend zu tun haben. Wenn wir die anderen Einrichtungen zurückbekommen, wird es uns gelingen, die Ladung auszubuddeln, so daß sie dann auf dem Rückweg mitgenommen werden kann zur Inspektion. Schreiben Sie einen entsprechenden Bericht, den ich dann unterzeichne. Noch Fragen?«

Lohberger schüttelte erst stumm den Kopf und grinste dann leise in sich hinein, als Farres den Raum verließ. Der Oberleutnant war ein Karrieretyp, das stand fest. Aber er war auch vernünftig – und vor allem war er kein Feigling, der sich hinter Untergebenen versteckte.

Solange die Thule-Truppen über solche Männer verfügten, bestand Hoffnung für das Reich.

Allerdings wußte auch Lohberger nicht, daß bald schon niemand mehr über Farres verfügen konnte.

*

Am Samstagmorgen trafen sich Magnus Wittmann, Manfred Behrens und Mike McBain im Hauptbahnhof von Neu-Berlin. Von hier fuhren die ultraschnellen Magnetbahnzüge sternförmig hinaus ins ganze Reich Thule.

Ein Durchgangszug hätte den äußeren Rand der Höhlenwelt nach knapp einer Stunde erreicht.

Aber auf halber Strecke legten selbst die schnellsten Züge einen Halt ein, denn dort gab es, egal in welche Richtung man auch fuhr, einen Verbindungsbahnhof.

Das Höhlenreich durchmaß etwa 1000 Kilometer, und Neu-Berlin war ziemlich genau in der Mitte errichtet worden. Die von hier nach allen Seiten sternförmig wegführenden Magnetbahntrassen erinnerten an die Speichen eines altertümlichen Wagenrades. Um Thule möglichst umfassend zu erschließen, war auf halber Strecke zwischen Neu-Berlin und der Außenwand eine ringförmige Verbindungsbahn angelegt worden, so daß man nicht jedesmal über die Hauptstadt fahren mußte, wenn man mit der Bahn in eine benachbarte Stadt wollte, die an einer der anderen »Speichenstrecken« lag.

Die zweite, äußere Ringbahn verband die jeweiligen Endstationen der von Neu-Berlin herausführenden Strecken.

Den Hauptbahnhof betrat man durch ein hohes, mit Säulen geschmücktes Portal. Hoch über der großen Halle mit ihren zahlreichen Geschäften, Gaststätten und Restaurants befand sich eine lichtdurchflutete Fensterfront, deren stählerne Rahmen man in der hereinströmenden Helligkeit kaum erkennen konnte.

Diese derart geschickt verborgene Stahlkonstruktion trug die hohe Kuppelhalle des Bahnhofs, die dem Raum etwas Kathedralenhaftes verlieh. Ein Besuch hier war immer wieder ergreifend, vermittelte er doch eine eindrucksvolle Botschaft von der

Schöpferkraft des deutschen Volkes, wenn es nicht durch Diktatoren oder sonstige Politiker, die stets vorgaben, immer nur das Beste des Volkes zu wollen – und doch stets nur an ihre eigenen Interessen dachten –, gebremst wurde.

Die Bahnsteige waren auf einer sternförmigen Plattform in gut 15 Metern Höhe untergebracht, zu der zahlreiche Rolltreppen hinaufführten. Da die Magnetbahnzüge völlig abgasfrei und beinahe lautlos fuhren, hatte man die Bahnsteigebene in die Halle integrieren können, ohne sie baulich zu trennen.

Wer im Bahnhof nur flanieren wollte, bekam von den Zügen nur dann etwas mit, wenn eine Lautsprecherdurchsage auf sie hinwies.

Magnus, Mike und Manfred wollten ins rund 200 Kilometer entfernte Rommelburg. Die Fahrt würde dank zwei weiteren Zwischenhalten gut 35 Minuten dauern. Ein Durchgangszug hätte kaum mehr als 20 Minuten für die Strecke gebraucht, aber Rommelburg war zu klein, um von Durchgangszügen angefahren zu werden.

Die drei Freunde nahmen die neben der Rolltreppe nach oben führenden Stufen zum Bahnsteig 23, und nur Manfred schnaufte ein ganz klein wenig, als sie oben ankamen. Ihr Zug lief gerade in den Bahnhof ein. Er hielt mit leisem Summen am Bahnsteig, die Männer stiegen ein und betraten das Abteil, das sie reserviert hatten.

In den Magnetbahnen Thules gab es keine Klassen. Es war der erklärte Wille des OKT, daß alle Bürger erster Klasse leben – und eben auch reisen – sollten. Nur wenn sich Schulklassen für eine Ausflugsfahrt anmeldeten, wurde ein Großraumwagen in die Magnetbahnzüge gekoppelt, damit die Lehrer ihre Schutzbefohlenen besser im Auge behalten und die anderen Reisenden die meist kurze Fahrt ungestört genießen konnten.

Unmerklich hob sich der Zug wenige Millimeter über die Schienen und beschleunigte mit spürbarem Druck. Schnell glitt er auf seinem aufgeständerten Fahrweg durch Neu-Berlin und hatte den Rand der Stadt nach wenigen Minuten erreicht.

Hier zog sich ein Gürtel von Feldern und Viehweiden um die Hauptstadt. Die Bauern, die hier ihr Land bewirtschafteten, ge-

hörten zwangsläufig zu den wenigen, die innerhalb der Höhlenwelt Verbrennungsmotoren benutzen durften. Aber ihre Traktoren wurden nicht von stinkenden und qualmenden Dieselmotoren angetrieben, sondern von großvolumigen, niedertourigen Benzinmotoren mit Turboaufladung, die nicht nur bezüglich der Leistung, sondern auch des Drehmoments jeden Diesel in den Schatten stellten und dennoch die Luft nicht verpesteten. Der gegenüber einem Diesel geringfügig höhere Verbrauch der Benzinmotoren war in einem ölreichen Land wie Thule vernachlässigbar.

Noch einmal beschleunigte der Zug spürbar und ging auf seine Reisegeschwindigkeit von 600 Kilometern in der Stunde.

Wegen der von dem hohen Tempo verursachten Druckwelle ruhten die meist zweigleisigen Strecken der Magnetbahnen auf rund zwölf Meter hohen Betonpfosten. Von hier oben hatte man einen wunderbaren Blick über die herrliche Landschaft.

Thule war mit knapp 800 000 Quadratkilometern weit mehr als doppelt so groß wie die Bundesrepublik Deutschland und auch viel größer als das alte deutsche Kaiserreich, hatte aber mit »nur« 18 Millionen Einwohnern gerade mal ein Fünftel soviel Bürger wie die BRD.

Deshalb war es anders als diese keineswegs zersiedelt, sondern bot in weiten Teilen unberührte Natur. Die Wälder und Auen sahen zwar sehr urtümlich aus, waren aber erst wenige Jahrzehnte alt, denn bevor die von deutschen Ingenieuren entwickelten künstlichen Sonnen unter der Höhlendecke angebracht worden waren, hatte es in der Höhle kein Licht gegeben – und somit auch keine Pflanzen.

Wasser hatte hier unten ebenfalls gefehlt, bis man einige Gletscher von unten angezapft und so nicht nur genug Wasser für die nächtlichen Beregnungsstunden bekommen hatte, sondern auch für einige kleinere Flüsse, die Thule durchströmten und ab und zu einen See speisten, der zum Angeln und Baden einlud.

Während der Untergrund in einigen Gegenden des Reiches sehr flach war und an die norddeutsche Börde erinnerte, war er auf der Strecke Richtung Rommelburg, die der Zug durcheilte, hügelig, ja fast schon gebirgig.

Man hätte sich durchaus im Schwarzwald fühlen können oder im Voralpenland des Allgäus.

Berge gab es in Thule natürlich auch. Sie waren rund 3000 Meter hoch und einzigartig auf der Welt. Denn es handelte sich um 800 Meter durchmessende Pfeiler aus gewachsenem Fels, die sich senkrecht aus dem Boden erhoben und die drei Kilometer höher gelegene Decke trugen.

Archäologen hatten mittlerweile zweifelsfrei festgestellt, daß diese Höhlenwelt vor etwa eintausend Jahren aus dem massiven Felsuntergrund Neu-Schwabenlands herausgeschnitten worden war. Dabei hatten die unbekannten Baumeister, bei denen es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um Außerirdische Intelligenzen gehandelt hatte – aber keinesfalls um die Chelipoda*, die man heute als AIn kannte –, alle fünf Kilometer einen solchen Pfeiler stehenlassen. Die Giganten waren also nicht errichtet, sondern einfach nur nicht abgetragen worden.

Mit welchen Mitteln man die gewaltigen Felsmassen entfernt hatte, war unbekannt. Auch auf die Frage, wo der gigantische Abraum geblieben war, hatte man bis heute keine Antwort gefunden.

Die Statiker Thules gingen zwar davon aus, daß man von jedem Pfeiler noch 200 Meter abtragen könnte, ohne die Stabilität der Höhle zu gefährden, und daß es auch gefahrlos möglich sein müsse, Tunnel für die Magnetbahn durch diese Säulen zu führen, aber das OKT hatte von Anfang an strikt verboten, Hand an diese »Stützen des Reiches« zu legen.

Und so mußten die Bahnen dann ab und zu einen weiten Bogen fahren, um einem der Pfeiler auszuweichen.

Magnus genoß den Blick aus dem Fenster auf die weitgehend unberührte Landschaft.

Häuser sah man hier draußen nur selten, denn wer unbedingt weitab der anderen leben wollte, mußte die notwendige Erschließungsstraße – samt eingebauter drahtloser Stromversor-

---

* Kunstwort; Zusammensetzung aus Chelicerata (fühlerlose Gliederfüßer) und Gastropoda (Schnecken)

gung für die Elektroautos – selbst bezahlen, was ein verdammt teurer Spaß war.

Aber die Weite Thules – es hatte die geringste Bevölkerungsdichte pro Quadratkilometer aller Industrienationen – machte das Leben hier angenehm und frei von Druck.

Einerseits war durch die geringe Bevölkerungszahl auch die Anzahl der Soldaten, die das Reich im Notfall aufbieten konnte, begrenzt – andererseits lebte das Volk von Thule in einer Harmonie, wie sie sonstwo in der Welt kaum vorstellbar war.

Verbrechen, meist begangen aus Neid oder ungebremster Aggression, waren in Thule fast unbekannt.

»Es ist ein Geschenk, in einem Land wie diesem leben zu dürfen«, seufzte Magnus unwillkürlich.

»Im Prinzip hast du recht«, stimmte Manfred zu, um dann aber sofort einzuschränken: »Meinst du nicht auch, daß es verdammt egoistisch von der Thuleführung ist, soviel Raum für so wenige Menschen in Beschlag zu nehmen? Die Welt überfüllt sich langsam, bald werden sich zehn Milliarden auf dem Planeten drängeln – und hier genießt eine selbsternannte Elite einen Luxus, der ihr nicht zusteht.«

»Au Mann…!« Magnus atmete einmal tief durch, denn er war sich nicht sicher, ob Manfred das wirklich ernst meinte oder ihn nur provozieren wollte. Egal, das konnte er so nicht im Raum stehenlassen.

»Weißt du, Manfred, als dieses Höhlenreich von den Deutschen entdeckt wurde, war es trocken, kalt und völlig finster. Die Männer und auch Frauen, die herkamen, hatten gerade einen verheerenden Krieg hinter sich, und doch machten sie aus der dunklen, kalten Wüstenhöhle dieses Paradies, daß wir heute genießen dürfen. Und wenn sie sich draußen auf die Füße treten: Niemand hat das Recht, hierherzukommen, den wir nicht dazu einladen!«

»Das ist unmenschlich, ja geradezu menschenverachtend«, knurrte Manfred.

»Vermutlich hast du recht«, gab Magnus ebenso knurrend zurück. »Stimmt, ich verachte viele Menschen – vor allem die, die nicht in der Lage sind, etwas Vernünftiges auf die Beine zu

stellen, für ihr persönliches Versagen aber immer wieder die anderen verantwortlich machen. Was genau fehlt dir denn hier? Ein paar Millionen Sozialhilfeempfänger, die von deinen Steuergeldern leben? Oder eine Regierung wie in Rhodesien, die ein blühendes Land in einem Jahrzehnt in die Katastrophe wirtschaftet, alle Leistungsträger ermordet oder außer Landes jagt und dann ›westliche Agenten‹ dafür verantwortlich macht, daß nichts mehr im Lande funktioniert? Willst du das?«

»Warum mußt du immer dermaßen extreme Beispiele bringen?« fragte Manfred ärgerlich.

»Weil sie nicht extrem sind. Ich habe fast 35 Jahre in der Bundesrepublik gelebt und mitbekommen, wie aus der anfangs für schlimme Notfälle gedachten Wohlfahrt die Sozialhilfe und schließlich Hartz IV wurde, worauf schließlich Millionen Menschen Anspruch erhoben. Ihnen fehlte jegliche Motivation, etwas an ihrer Situation zu verändern. Lebten sie in Hamburg und bekamen einen Arbeitsplatz in Bayern angeboten, hatten sie sogar noch das gesetzliche Recht, so etwas abzulehnen, weil man ihnen schließlich nicht zumuten wollte, ihr soziales Umfeld zu verlassen, wie all die Bequemlichkeitsversteher in Ämtern und Parlamenten es nannten. Wir hatten doch Familien, die in der dritten oder vierten Generation auf Steuerzahlers Kosten lebten, weil die Leistungen, zusammen mit ein bißchen Schwarzarbeit hier und da, mehr als ausreichten für ein angenehmes Leben samt Playstation, Mobiltelefon und Flachbildfernseher. Was um alles in der Welt hätte Thule davon, solche Leute ins Land zu lassen?«

Manfred zog wieder sein Schnütchen und sagte trotzig: »Gerechtigkeit!«

»Wenn das wirklich Gerechtigkeit ist«, stieß Magnus hervor, »dann sei drauf geschissen!«

Mike mußte lauthals lachen, als er sah, wie es in Manfreds Gesicht arbeitete. Zum Glück verzögerte der Zug, und Rommelburg kam in Sicht.

Bis zum Halt im Bahnhof sprach keiner in dem Abteil mehr ein Wort.

10. Entscheidungsphase

»Jetzt vertragt euch wieder«, sagte Mike mit breitem amerikanischem Grinsen, als er mit seinen Freunden aus dem Zug stieg. »Ihr seid mir zwei Helden! Wie kann man sich über ein solch blödes Thema nur derart aufregen?«

Manfred und Magnus sahen beide ein, daß Mike recht hatte, und entspannten sich.

Die drei durchschritten das kleine Bahnhofsgebäude, einen Ziegelbau im wilhelminischen Stil. Das ganze Städtchen Rommelburg war nach alten Plänen erschaffen worden und glich einer Siedlung aus der Kaiserzeit, was ihm eine höchst romantische Atmosphäre verlieh. Etwa 15 000 Menschen lebten und arbeiteten hier. Wie überall in Thule waren Fabriken in den Untergrund verbannt worden, so daß sie die Idylle nicht störten.

In Rommelburg wurden vor allem Maschinen, Werkzeuge und Ersatzteile für die Erdölförderung gefertigt. Der Wohlstand des Reiches war zu einem nicht unerheblichen Teil den geheimen Rohölexporten zu verdanken.

Auf dem beschaulichen Vorplatz des Bahnhofs, den ein Denkmal des deutschen Kriegshelden zierte, dem die Stadt ihren Namen verdankte, befand sich selbstverständlich ein Parkfeld für Elektromietwagen.

Die Miete dieser Fahrzeuge war billig, das Mietverfahren einfach: Mit der elektronischen Kontokarte, die fast jeder Bürger Thules besaß, sobald er volljährig war, ließ sich ein Fahrzeug öffnen. Die Karte funktionierte als »Zündschlüssel«, der Mietpreis wurde automatisch abgebucht.

Manfred zückte seine Karte und bot an, die Bezahlung zu übernehmen. »Das ist die Redaktionskarte, ich setze die Ausgaben als Spesen ab«, erklärte er.

Magnus wußte, daß das auch ein Friedensangebot war, nickte nur stumm und nahm es damit an.

Manfred setzte sich hinters Steuer, Mike auf den Beifahrersitz. Magnus nahm hinten Platz.

Der Journalist gab die Adresse, die Heinrich ihnen genannt hatte, ins Navigationssystem ein und fuhr los. Magnus entspannte sich und genoß die Schönheiten Rommelburgs, das er heute zum erstenmal besuchte. Man konnte über Manfred sagen, was man wollte – er war ein erstklassiger Fahrer: nicht einer der schnellsten, aber mit Abstand einer der sichersten.

Das Navi führte sie aus der Stadt hinaus auf eine Landstraße, die sich zwischen den Hügeln verlor. Etwa tausend Meter hinter dem Ortsausgangsschild forderte das Gerät sie auf, nach rechts in eine Seitenstraße einzubiegen, die durch den Wald auf einen Hügel über der Stadt führte. Die Straße war brandneu.

»Sieht so aus, als hätte sich der gute Heinrich hier draußen sein Anwesen samt Privatstraße gegönnt«, stellte Mike fest.

»Gut möglich«, gab Manfred mit einem Kopfnicken zurück. »Immerhin hat er für 66 Jahre Sold nachgezahlt bekommen und kann sich so etwas jetzt leisten.«

Als sie den Scheitelpunkt des Hügels fast erreicht hatten, wich der Wald einem weiten Grundstück, auf dem ein schönes neues Haus stand. Dahinter befand sich ein umzäuntes Gelände, auf dem zahlreiche Hütten zu sehen waren.

Die neue Straße endete in einem Wendeplatz vor dem Haus, das eigentlich mehr eine Villa war und einen großartigen Blick auf Rommelburg unten im Tal bot.

Vor dem Eingang wartete Heinrich schon auf sie. Vermutlich war in der Privatstraße eine Induktionsschleife oder ein Verbrauchsmesser eingebaut – oder auch beides! – und informierte den alten Soldaten so darüber, wenn jemand von der Landstraße auf die Zufahrt zu seinem Haus abbog.

»Willkommen in meiner bescheidenen Hütte«, sagte er lächelnd.

Die drei Männer stiegen aus. »Wo hast du deine Martina gelassen, alter Schwerenöter?« fragte Manfred und schüttelte Heinrichs Hand.

»Die ist unten im Städtchen bei ihren Kindern. Aber das wird nicht mehr lange so sein. Wir planen schon den Umzug der kompletten Familie in mein kleines Refugium hier.«

Heinrich begrüßte auch die anderen beiden mit Handschlag. Jetzt erst fiel Magnus das Gebell auf, das in der Luft lag. »Sag mal, machst du hier etwa eine Hundezucht auf?« fragte er.

»Wie kommst du nur auf sowas, Junge?« Er deutete auf die große umzäunte Anlage hinter dem Haus. »Nur weil ich ein paar Zwinger und 40 Hundchen habe? Wenn ich so drüber nachdenke, könntest du glatt recht haben. Aber ernsthaft, mein Projekt ist viel mehr als eine normale Hundezucht. Aber kommt erst einmal ins Haus, dann sollt ihr alles erfahren.«

Die Villa war elegant, aber robust ausgestattet. Man sah, daß Heinrich sich von Anfang an darauf eingerichtet hatte, Kinder in diesem Haus aufzuziehen. Magnus bewunderte dessen Einstellung: Er hatte nach all den Jahren im Bunker so viel nachzuholen, doch er war nicht an Luxus oder irgendwelchen Bekanntschaften ohne Tiefgang interessiert – Heinrich wollte das *wahre* Leben: eine Frau und Kinder.

*

Der pensionierte Soldat hatte ein kleines Zweitfrühstück für seine Freunde vorbereitet. Während man schmauste und Kaffee trank – für Manfred hatte Heinrich extra einen Topf starken schwarzen Tee gekocht – erläuterte er, wieso er sich ausgerechnet für die Hundezucht entschieden hatte.

»Ich bin mit Hunden aufgewachsen, in unserer Familie gab es schon immer Hunde«, erklärte er. »Während all den Jahrzehnten im Sonderbauvorhaben III mußte ich notgedrungen auf Hunde verzichten, was mir verdammt schwergefallen ist. Heinz Rühmann,* den der eine oder andere von euch vielleicht noch kennt (nur Manfred nickte), hat einmal gesagt: ›Natürlich kann man

---

* Heinz Rühmann (1902 - 1994), einer der beliebtesten deutschen Schauspieler des 20. Jahrhunderts

ohne Hunde leben – aber es lohnt sich nicht.‹ Und wißt ihr was? Der Mann hatte recht!«

Heinrich unterbrach sich und sah sich um.

»Wonach suchst du?« fragte Mike.

»Nach einer Schachtel Zigaretten – vergeßt es! Üble alte Gewohnheit. Seit meiner Kur habe ich das Rauchen schließlich aufgegeben. Auch wenn die Professoren sagen, ich würde nie wieder krank werden, muß man sein Schicksal ja nicht herausfordern. Einmal Lungenkrebs im Endstadium hat mir für den Rest meines Lebens gereicht, das könnt ihr mir glauben.«

Niemand lachte, denn sie alle wußten, daß Heinrich dem Tod nur deswegen von der Schippe gesprungen war, weil er mit dem im Hindukusch erbeuteten Serum der AIn-Lakaien behandelt worden war, das ihm nicht nur ewige Gesundheit, sondern auch seine Verjüngung beschert hatte. Der Versuch mit dem Serum war ein einmaliges Experiment gewesen, denn für seine Gewinnung mußten rund zehntausend kleine Menschen noch im Mutterleib ermordet werden. Das Serum ließ sich nur aus den euphemistisch »abgetriebene Föten« genannten kleinen Körpern gewinnen, die in Wahrheit die Leichen ungeborener Menschen waren. Für das Reich Thule war ein derart menschenverachtendes Verfahren tabu.

»Kommen wir zum Thema zurück«, sagte der alte Soldat und genehmigte sich statt einer Zigarette noch einen Kaffee. »Wie ihr wißt, hatte ich da unten im Bunker Fernsehen – und anders als die meisten Menschen an der Oberfläche ringsum konnte ich auch die ›Westsender‹ empfangen. Und so bekam ich mit, daß vor allem in der BRD Hunde immer mehr zu Schoßtieren verkommen sind, zu Statussymbolen – oder zu beidem.

Seht euch nur an, was sie mit dem deutschesten aller Hunde, dem Deutschen Schäferhund, gemacht haben: Die Rasse wurde in der Verfolgung eines falschen Schönheitsideals regelrecht kaputtgezüchtet. Schäferhunde heute sind fast immer aggressiv, weil sie fast immer Schmerzen haben. Die Tiere sollten eine ›abfallende Rückenlinie‹ bekommen – und bekamen aber vor allem kaputte Hüften. Ich hätte heulen können, als ich da unten mitbekam, daß die deutsche Polizei ihren Bedarf an Dienst-

hunden nicht mehr bei deutschen Züchtern decken konnte, weil die nur noch untaugliche Tiere produzierten. Die Polizei war gezwungen, sich ihre Tiere in Belgien und Polen zu holen – ausgerechnet Polen!« Heinrich schnaubte verächtlich, aber niemand sagte etwas, nicht einmal Manfred.

Also fuhr er fort: »Ich habe mich daher entschlossen, selbst Hunde zu züchten, die für den Dienstgebrauch taugen.«

»Schäferhunde?« fragte Magnus.

Heinrich grinste verheißungsvoll und sagte: »Nein. Ich züchte Dobermänner und Deutsche Doggen!«

»Wieso denn ausgerechnet die? Gerade mit Dobermännern habe ich es nicht so wirklich«, warf Manfred ein.

»Nun, Dobermänner sind extrem belastbar. Wußtet ihr, daß sie im Ersten Weltkrieg in großer Zahl als Meldehunde in den Grabensystemen dienten?«

Heinrichs Gäste schüttelten die Köpfe.

»Feldtelefon oder gar Funkgeräte waren damals ja noch sehr selten, die meisten Meldungen und Befehle wurden überbracht. Entsprechend ausgebildete Dobermänner waren in der Regel die besseren Meldegänger als Menschen. Sie waren nicht nur viel schneller, sie waren für den Feind auch schwerer zu treffen und ließen sich selbst im dicksten Granathagel nicht von ihrem Auftrag abbringen. Wenn die Soldaten in Deckung sprangen, liefen die Dobermänner einfach weiter, die tapferen kleinen Teufelskerle.«

»Na gut«, sagte Magnus, »das mit den Dobermännern kann ich ja verstehen – aber warum Deutsche Doggen? Als ich noch ein Kind war, lebte ein solcher Hund in unserer Nachbarschaft. Der hat alles und jeden abgeschleckt, und wir Kinder haben ihn geliebt. So groß das Vieh auch war – so freundlich war es auch.«

»Hast du den Hund je kämpfen sehen?« fragte Heinrich.

»Nein, der ging jedem Streit aus dem Weg. Ich sage ja, das war ein ganz Lieber!«

»Keine Frage, so sind Doggen nun einmal. Aber wußtest du auch, daß diese Rasse im Mittelalter speziell für den Krieg gezüchtet wurde? Die Tiere liefen neben dem Ritter aufs Schlacht-

feld und schirmten sein Pferd gegen Fußvolk ab. Und das haben sie immer noch drauf. Solltest du jemals eine Dogge erleben, die einem Kampf nicht mehr ausweichen kann, dann weißt du erst, wovon ich spreche. Und damit wären wir beim Kern meines Projekts.« Heinrich sah erwartungsvoll in die Runde, aber noch immer hatte keiner begriffen, worauf er hinauswollte.

Also fuhr er fort: »Das Reich Thule ist zwar extrem hoch entwickelt und entsprechend kampfstark, aber die Zahl der Soldaten, die die Thule-Truppen einsetzen können, ist doch stark begrenzt. Ich habe mich mittlerweile genau über die Situation informiert. Um die Verluste in Grenzen zu halten, hat man ja sogar die Gorger entwickelt – deren aufwendiges Herstellungsverfahren in der Retorte sie extrem teuer macht.

Wenn ein Gorger fällt, habt ihr zwar keinen Soldaten verloren, aber rund eine Million TM*. So hat euch der kurze Einsatz in China allein an Gorgern rund eine Milliarde gekostet.

Ein paar Infanteriehunde, wie ich sie zu züchten gedenke, würden das OKT nur einen Bruchteil dieser Summen kosten.«

»Du willst Hunde für militärische Einsätze züchten?« fragte Mike erstaunt.

Heinrich nickte und erhob sich. »Gehen wir nach draußen«, schlug er vor. »Dort kann ich euch besser demonstrieren, was ich vorhabe.«

*

Die Dobermänner und die Deutschen Doggen waren in getrennten Bereichen des Geländes untergebracht. Während die Dobermänner ihr Herrchen mit lautem Kläffen begrüßten, blieben die Doggen ruhig und gelassen.

Heinrich ließ einen besonders großen und schönen Dobermann aus dem Zwinger auf das umzäunte Freigelände. Kaum war er auf dem Platz, jagte der Hund wie eine Granate aus dem Kanonenrohr und tobte sich erst einmal aus.

---

* Thule-Mark

»Bist du sicher, daß der uns nichts tut?« fragte Manfred, dem erkennbar nicht ganz wohl in seiner Haut war.

»Nicht solange ich dabei bin«, lautete die Antwort, die den Journalisten nicht wirklich beruhigte.

Heinrich rief den Dobermann herbei und ließ ihn sich hinsetzen. Das Tier reagierte sofort und leckte ihm die Hand. Der Mann hatte eine natürliche Begabung für den Umgang mit Hunden, soviel stand fest. »Bleib!« gebot er dem Vierpföter und ging hinüber zu den Zwingern mit den Doggen auf der anderen Seite des Platzes.

Er ließ einen Rüden heraus, der wie alle anderen Doggen in der Anlage ein anthrazitfarbenes Fell hatte. Manfred wußte, daß diese Farbe von den Züchtern »blau« genannt wurde, und fragte – auch um ein bißchen mit seinem Wissen zu prahlen: »Warum ausgerechnet blaue Doggen und keine gefleckten, schwarzen oder was auch immer?«

»Die blaue Unterart ist besonders robust und leistungsfähig«, erklärte Heinrich, »auch am wenigsten verzüchtet. Wie ihr seht, ist der kleine Baldur hier« – er tätschelte der Dogge liebevoll den Kopf – »ein Rüde genau wie Wotan. Doch obwohl der Dobermann nur halb so groß ist wie er, ordnet er sich ihm bereitwillig unter, so daß es zu keinen Beißereien kommt. Ich werde die Tiere paarweise ausbilden und unserer Infanterie anbieten. Solch eine Zweiergruppe wird nicht nur dem sie führenden Soldaten völlig ergeben sein, sondern auch Thule-Truppen von sich aus niemals angreifen. Man kann die Hunde darauf trainieren, bestimmte Uniformen zu respektieren.

Sobald der sie führende Soldat sie aber in einer Kampfsituation einsetzt, handeln sie selbständig. Der von Natur aus aggressivere Dobermann stellt einen Gegner, die Dogge erledigt ihn. Der Dobermann ist für den Großen so eine Art bester Kumpel. Wen der angeht, den macht die Dogge fertig. Im Nahkampf wüßte ich nicht, wen ich mehr fürchten sollte, einen Gorger oder ein KHP.«

»KHP?« Manfred zeigte sich mal wieder etwas schwer von Begriff.

»Kriegshundpärchen«, erklärte Heinrich daher.

»Ich will dir ja nicht zu nahetreten, aber ich habe Gorger schon in Aktion erlebt«, sagte Magnus. »Und du meinst wirklich, die beiden Wuffis könnten es mit so einem Koloß aufnehmen?«

Heinrich nickte in vollem Ernst. »Sie sind schneller, und gemeinsam bringen sie auch mehr Gewicht auf die Waage. Da heute Samstag ist, habe ich keinen Markanten* hier, um euch eine Vorführung zu bieten.«

»Wenn das so ist, lege ich gern den Beißarm* an«, meinte Magnus. »Ich kenne mich ein bißchen mit Hundeausbildung aus.«

»Aber nicht mit dem, was ich hier mache«, entgegnete Heinrich mit tiefem Ernst. »Nur der Dobermann geht auf den Arm. Die Dogge zerbeißt das Genick. Für diese Übungen brauche ich Spezialisten und einen speziellen, innen vollgepanzerten Übungsanzug.«

Manfred war ein wenig blaß geworden um die Nase. »Ein Hund, der einem Mann das Genick durchbeißen kann?«

»Warum nicht? Baldur, Wotan, kommt mit!« Heinrich ging zu einem Blockhaus am Ende des Platzes, in dem die Ausrüstung und sonst so einiges untergebracht war. »Sitzt!« Die beiden Hunde rammten ihre Hinterteile fast in den Boden und machten keinerlei Anstalten, dem Mann in die Hütte zu folgen. Als er herauskam, hatte er zwei Knochen in der Hand. Einer stammte wohl aus einer Schweinshaxe, der andere aus dem Oberschenkel einer Kuh.

Als die Hunde die Leckerchen sahen, hoben beide jeweils die rechte Pfote vom Boden. »Was könnt ihr lieb ›bitte‹ sagen«, grinste Heinrich und hielt ihnen die Knochen hin. Wotan, der Dobermann, schnappte sich den seinen und sauste auf die andere Seite der Platzes, um ihn ungestört zu verspeisen.

---

* Mann im Schutzanzug, der bei der Hundeausbildung den anzugreifenden Feind darstellt

* gepolsterte Manschette, in die sich Schutzhunde bei der Ausbildung verbeißen sollen

Der Doggenrüde nahm den großen Kuhknochen ungerüht ins Maul und legte sich dann ganz bequem hin.

Ohne ein Zeichen der Anstrengung biß er einmal auf das massive Teil in seinem Maul, das mit fürchterlichem Krachen in zwei Teile brach.

»Meinst du nicht auch, daß der Oberschenkelknochen einer Kuh mehr aushält als das Genick eines Mannes, Manfred?« fragte Heinrich ungerührt. »Wenn der kleine Baldur einen feindlichen Soldaten einmal im Genick gepackt hat, ist es um den armen Kerl geschehen!«

Manfred sagte nichts mehr, hielt sich aber erkennbar fern von dem Hund. »Das ist… widerlich!« zischte er.

Magnus hingegen kniete sich neben die Dogge und streichelte ihren Kopf, was ihr offenbar Wohlgefallen bereitete. Denn jetzt schmatzte Baldur nicht nur auf dem Knochen herum, sondern grunzte auch noch vor Wohlbehagen.

»Dein Projekt könnte wirklich der ganz große Wurf werden, Heinrich«, sagte der Hauptmann voller Anerkennung. »Truppen, die in einen Nahkampf verwickelt werden und solche Hunde dabeihaben, sind fein raus!«

*

Zur gleichen Zeit war Stabsfeldwebel Lohberger seinem »Fräulein Susi« auf das Dach gestiegen. Vom obersten Stockwerk des Bunkers führte eine Leiter durch einen Schacht im Fels bis zur Oberseite der Klippe, wo eine kleine Aussichtsplattform geschickt in das Gestein integriert war, so daß man sie erst aus unmittelbarer Nähe sehen konnte.

Die Temperatur betrug gerade mal drei Grad unter Null, es war beinahe windstill, und nur einige Schneeflocken trieben in der klaren Luft. Eine leichte Winterjacke genügte völlig, um Lohberger warmzuhalten.

Er wußte nicht, was ihn hier heraufgetrieben hatte – eine Ahnung, ein Gefühl? Oder wurde er auf seine mittelalten Tage gar sentimental und wollte nur das unfaßbare Schauspiel genießen, das sich am Himmel bot?

Um diese Zeit des Jahres war es in der Antarktis absolut finster. Die Sonne würde sich erst im Juli wieder über den Horizont wagen. Aber auch ohne Sonne hätte man beinahe Zeitung lesen können, denn der Himmel bot ein phantastisches Schauspiel aus farbigen, leuchtenden Schlieren, die sich in immer neuen Mustern über den Himmel wanden.

Früher hatte man diese Erscheinungen »Nordlichter« genannt. Seit der Mensch in die Antarktis vorgestoßen war, wußte man, daß es sie auch hier, am entgegengesetzten Ende der Welt gab, und sprach seitdem von Polarlichtern. Ursache war heißes, von der Sonne ausgestoßenes Plasma, das auf das Magnetfeld der Erde traf und diese Leuchterscheinungen in 60 bis 1000 Kilometern Höhe über den Polgebieten erzeugte.

Lohberger genoß die stille Farbenpracht am Himmel, die sogar noch die Farbenpracht seiner Tätowierungen deutlich übertraf. Auch in den leuchtenden Schlieren entstanden Bilder, die dazu anregten, irgendeine Bedeutung in sie hineinzuinterpretieren. Da war ein Pferdekopf, ein Schmetterling, eine Blume (tief in Lohbergers hartem Kern steckte eine empfindsame Seele), eine amerikanische Drohne…

Mit einemmal war Lohberger hellwach und kein bißchen mehr romantisch veranlagt. Was seine scharfen Augen da erspähten, war eine Langstreckendrohne vom Typ »Global Hawk«, ein unbemanntes, ferngesteuertes Aufklärungsflugzeug der Amerikaner! Er schaute noch einmal hin, aber die Maschine war wieder untergetaucht in dem Chaos aus Licht und Farben am Himmel.

Lohberger sprang zurück in den Schacht, schloß die gepanzerte Ausstiegsluke und hastete nach unten.

Er rannte in die Kommandostube des Bunkers und griff sich das Telefon, das über ein im Boden verlegtes Kabel mit dem Reich Thule und dem OKT in Neu-Berlin verbunden war. Der diensthabende Gefreite sah ihn erstaunt an, als er in den Hörer bellte: »Den Stab von Feldmarschall Speidel, aber zackig!«

Am anderen Ende der Leitung knackte es, dann stand die Verbindung: »Vierte Panzerdivision, Major Müller am Apparat.«

»Hier Stabsfeldwebel Lohberger vom Befestigungswerk 108 West 60/60. Ich habe eine dringende Meldung zu machen, Herr Major. Ich war gerade im Ausguck und habe eine amerikanische ›Global Hawk‹ am Himmel gesehen!«

»Was sind Sie denn für einer, Lohberger? Sie können in stockfinsterer Nacht eine Drohne sehen, die in 20 Kilometer Höhe unterwegs ist?«

»Kommen Sie mir bloß nicht auf die Tour, Sie Etappenhengst!« Wenn der Unteroffizier einmal in Fahrt war, kannte er weder Verwandte noch Vorgesetzte. »Wenn Sie nicht in Ihrer schönen warmen Höhle säßen, dann wüßten Sie, daß wir die stärksten Polarlichter seit Menschengedenken haben. Vermutlich muß die Drohne deswegen tiefer fliegen – oder die Amis glauben, daß man sie in all dem Leuchten am Himmel sowieso nicht entdeckt.

Aber ich habe das Ding gesehen, und wenn Sie nicht umgehend entsprechende Maßnahmen einleiten, mache ich Ihnen die Hölle heiß! Und darauf können Sie einen lassen, Herr Major!«

»Jetzt regen Sie sich wieder ab, Mann! Ich werde Ihre Meldung an die Aufklärung weiterleiten. Die sollen alles ganz genau überprüfen!«

»Und sagen Sie der vierten Division, daß sie sich nach allen Regeln der Kunst tarnen soll!«

»Wie? Wieso…? Ach ja… alles klar, das ist ein guter Vorschlag, Stabsfeldwebel! Ich werde ihn weiterleiten!«

*

Während Magnus Wittmann, Manfred Behrens und Mike McBain im Hauptbahnhof den Zug nach Rommelburg bestiegen, erledigte Thulemarschall Bernhard Bittrich in seinem Dienstraum den Papierkram, der im Laufe der Woche angefallen war. Er liebte diese ruhigen Stunden am Samstagmorgen, in denen er mehr Akten erledigt bekam als sonst im Verlauf der ganzen Woche.

Er hatte gerade einen Vorgang abgeschlossen und trat ans Fenster, um dort im Stehen eine Tasse Kaffee zu schlürfen. Sein

Blick fiel auf die Uhr. Es war kurz vor zehn. Wollte jetzt nicht dieser junge Wissenschaftler namens Busch ins OKT kommen?

Hauptmann Nagel hatte Anweisung, das Auftauchen des Mannes zu melden. Aber noch hatte das Telefon nicht geklingelt.

Bittrichs Stirn bewölkte sich. Wenn er eines nicht ausstehen konnte, dann war das Unpünktlichkeit. Von seinem Fenster im fünften Stock hatte er einen hervorragenden Überblick über die Pleiss-Allee, an der das Gebäude des OKT lag. An der Einmündung der Martin-Gürz-Straße, die sich unten unmittelbar gegenüber seinem Fenster befand, lief ein Mann über die Straße.

Es war reiner Zufall, daß der Marschall hinschaute, denn man hörte kein Hupen, kein Reifenquietschen. Ein Elektrowagen erfaßte den Fußgänger, der die Allee überqueren wollte, mit voller Wucht und schleuderte ihn hoch in die Luft. Der Mann stürzte auf die Straße und blieb in völlig verdrehter Haltung reglos liegen. Der Elektrowagen aber flitzte davon, ohne sein Tempo auch nur zu verringern, und war bald verschwunden.

Von hier oben aus dem fünften Stock war es unmöglich gewesen, das Nummernschild zu entziffern. »Denkena!«

Der Marschall hatte so laut gebrüllt, daß es keine Sekunde dauerte, bis die Ordonnanz den Kopf durch die Tür steckte.

»Ja…?«

»Unten vor dem Haupteingang hat es einen Unfall mit Fahrerflucht gegeben. Rufen Sie den Notarzt, und dann gehen Sie hinunter und sehen nach, ob Sie dem armen Kerl helfen können!«

»Zu Befehl!« Im nächsten Augenblick war Denkena verschwunden. Er würde nie ein guter Führungsoffizier werden, aber wenn man ihm sagte, was er zu tun hatte, konnte man sich hundertprozentig auf ihn verlassen. Bittrich hatte ihn auch deswegen nach unten geschickt, weil der Fahnenjunker eine erstklassige Ausbildung als Sanitäter genossen hatte – das war eine der Voraussetzungen, um Ordonnanz beim höchsten Offizier Thules werden zu dürfen.

Bittrich riß sich von der Szene unten auf der Straße los und ging zu seinem Schreibtisch zurück. Er war sich sicher, daß man

den Fahrerflüchtigen rasch finden würde. Ihn erwartete eine strenge Bestrafung – im Reich Thule diente das zivile Strafrecht vor allem dem Opferschutz.

Wer ein Verbrechen beging, mußte mit harten Repressionen rechnen. Den Gedanken an »Resozialisierung« oder gar »Erziehung« durch die Justiz empfand man in Thule als absurd. Das Strafrecht diente zur Bestrafung und nahm diesen staatlichen Auftrag sehr ernst.

Die nächste der Akten, die auf Bearbeitung wartete, war ein Antrag des Schulz-Instituts auf Fördermittel in dreistelliger Millionenhöhe. Nach der Entschlüsselung der im Sonderbauvorhaben III gefundenen Unterlagen wollten die Forscher nun darangehen, eine Kleinserie der dort im Herzen Deutschlands entdeckten Schwarzlochgeneratoren zu bauen.

Natürlich hatte Professor Schulz die alten Pläne unter Einsatz seiner Großrechner kräftig überarbeitet und plante den Bau einer Reaktorserie »Ragnarök k«, bei der k für klein stand. Schulz ging davon aus, innerhalb der nächsten Monate einen Schwarzlochgenerator bauen zu können, der nicht oder nur unwesentlich größer war als die Atomreaktoren, mit denen man heute die Reichsflugscheiben betrieb.

Der Marschall war wie elektrisiert: Wenn dieses Vorhaben tatsächlich gelingen sollte, wäre man in der Lage, Flugscheiben zu bauen, die denen der AIn auch im Weltraum gewachsen waren! Dann endlich könnte man offensiv gegen die Feinde der Menschheit vorgehen und ihre Stützpunkte auf dem Mond, auf dem Mars oder wo auch immer ausräuchern!

Mit einem schwungvollen Federstrich setzte er seinen Namen unter den Antrag und bewilligte ihn ohne Abstriche. Es war zwar viel Geld, aber das Projekt würde jeden Pfennig wert sein.

Die Tür wurde ohne anzuklopfen geöffnet. Denkena trat mit einem Gesicht wie sieben Tage Regenwetter ein und schloß die Tür sorgfältig hinter sich. Der Marschall sah ihn mehr als erstaunt an, als der Fahnenjunker sich ohne Aufforderung in den Sessel vor seinem Schreibtisch fallen ließ und mehr stöhnte als fragte: »Könnte ich bitte einen Whisky haben? Sonst kommt mir gleich das Frühstück wieder hoch!«

Eigentlich hätte Bittrich eine derartige Unverfrorenheit niemals durchgehen lassen, aber er wußte, daß Denkena trotz seiner Jugend ein Mann war, den so leicht nichts aus der Fassung brachte.

Also stand er auf, schenkte ihm ein Glas ein und stellte es wortlos vor ihn auf den Tisch.

Er selbst hielt sich zurück, denn es war eigentlich noch viel zu früh am Tag für Alkohol.

Denkena hielt das Glas mit beiden Händen, und trotzdem zitterte es. Er nahm einen kleinen Schluck und stieß dann hervor: »Das alles kann kein Zufall mehr sein, Marschall. Da läuft etwas ab, von dessen Tragweite wir nicht einmal ansatzweise etwas ahnen – und es ist nichts Gutes. Ich habe das verdammte Gefühl, daß die Sicherheit des Reiches auf dem Spiel steht!«

Nun wurde Bittrich doch ungeduldig. »Wovon zum Teufel reden Sie, Mann?«

»Das Unfallopfer! Der Mann ist tot! In meinen Armen gestorben! Und er wollte mir noch etwas sagen… aber ich habe es nicht verstanden!«

»Ich habe gesehen, daß der Unfall schlimm war. Wir werden den Unfallfahrer schon finden! Das war eine böse Sache, aber wo Menschen sind, passieren solche Dinge nun einmal! Und jetzt reißen Sie sich zusammen, Denkena!«

»Sie verstehen es nicht…«, murmelte der Fahnenjunker und trank den Rest des Glases mit einem Zug aus. Er hustete, schüttelte sich, aber dann fing er sich endlich. »Der Tote war Georg Busch, der Doktorand aus dem Met. Der Mann, der uns vor einer Verschwörung warnen wollte… einer *Verschwörung ungeahnten Ausmaßes,* wie er es gestern formulierte!«

Jetzt mußte sich auch Bittrich setzen. »Sie meinen doch nicht etwa…?«

»Ich meine, daß das kein Unfall war, sondern daß der junge Mann gezielt umgebracht wurde. Ich bin davon überzeugt, daß der Wagen irgendwo mit einer gefälschten Kontokarte übernommen wurde und wir ihn schon bald finden werden, den Innenraum bestens gereinigt, so daß wir nicht den geringsten Hinweis auf den Mörder finden werden!«

Bittrich war nicht umsonst auf den Posten gekommen, den er bekleidete. »Sie sagten, Busch habe ihnen noch etwas mitzuteilen versucht. Versuchen Sie sich möglichst genau an den Wortlaut zu erinnern, auch wenn er Ihnen noch so unverständlich erscheinen mag!«

»Da gibt es nicht viel zu erinnern. Es war nur ein Wort, das er einige Male wiederholte, bevor er den Atem aushauchte. Er flüsterte immer wieder: ›Harp… harp‹ – mehr nicht. Ich kenne dieses Wort nur aus der englischen Sprache, und in der bedeutet es ›Harfe‹. Ich vermag keinen Sinn darin zu erkennen.«

»Wenn ich mich recht entsinne, hatte Busch doch eine Aktentasche dabei. Ich sehe es noch vor meinem inneren Auge, wie sie durch die Luft wirbelte. Haben Sie irgendwelche Unterlagen darin gefunden?«

Denkena schlug die Augen nieder. »Als ich unten auf der Straße ankam, standen schon zahlreiche Gaffer um den Mann herum. Ich wußte ja noch nicht, mit wem wir es zu tun hatten, und wollte mich nur um das Unfallopfer kümmern. Als er tot war, habe ich natürlich nach der Tasche gesucht – aber sie war verschwunden. Wenn jemand wußte, daß hier ein ›Unfall‹ passieren sollte, konnte er natürlich in Ruhe abwarten, sich dann unter die Gaffer mischen und ungesehen mit der Tasche verschwinden. Die hatten doch alle nur Augen für den armen Busch.«

»Unerhört!« Bittrich erhob sich. »Denkena, Sie haben alles richtig gemacht. Nehmen Sie sich für den Rest des Tages frei!«

Noch während der Fahnenjunker den Raum verließ, setzte der Marschall sich mit den Feldjägern in Verbindung und befahl die Suche nach dem Unfallwagen.

11. Fahndungsphase

Wie Denkena es vorausgesagt hatte, wurde der Wagen entdeckt, noch bevor die Feldjäger richtig mit der Suche begonnen hatten. Mehrere Passanten meldeten ein brennendes Fahrzeug am Straßenrand, nur wenige Blocks vom OKT entfernt.

Die Schäden und Blutspuren an der Karosserie ließen keinen Zweifel daran zu, daß es sich um den Elektrowagen handelte, mit dem Busch getötet worden war. Im Innenraum war eine brennbare Flüssigkeit – vermutlich Benzin – verteilt und angezündet worden.

Kaum hatte die Feuerwehr den Brand gelöscht, wurde das Wrack zur Spurensicherung ins Hauptquartier der Feldjäger geschleppt und gründlich untersucht. Allerdings hatte der Brand im Innenraum möglicherweise vorhandene Spuren des Fahrers vollständig vernichtet.

Die Spezialisten der Behörde nahmen sich den stark verschmorten Bordrechner des Fahrzeugs vor. Doch obwohl sie dessen Speicher nach einigen Bemühungen auslesen konnten, war die Enttäuschung groß: Jemand hatte alle Daten, selbst das Betriebssystem des Fahrzeugs, komplett gelöscht. Es war auch unmöglich, Datenschatten zu finden oder den Speicherinhalt sonstwie wiederherzustellen. Hier hatten hochqualifizierte Spezialisten ganze Arbeit geleistet. Der Speicher war so jungfräulich wie am Tag seiner Herstellung – nur nicht mehr so schön.

Es sollte sich zeigen, daß sich Fahnenjunker Denkena geirrt hatte, als er annahm, der Wagen wäre mit einer falschen Kontokarte angemietet worden. Wenn man nämlich den Daten des Zentralrechners der Fahrzeugverwaltung traute, war der Wagen nicht nur überhaupt nicht benutzt worden – er existierte nicht mehr!

Die Feldjäger holten sich sogar einen Spezialisten aus dem Schulz-Institut zur Unterstützung, aber auch die Manipulation des Systemrechners war derart geschickt durchgeführt worden, daß nicht nur alle Spuren gelöscht waren – nein, es ließ sich selbst unter größten Mühen nicht mehr feststellen, wer die Manipulationen vorgenommen hatte oder auf welchem Wege das geschehen war.

*

Als Thulemarschall Bittrich über das Ergebnis der Untersuchungen informiert worden war, legte er jede Zurückhaltung ab und schaltete die Geheimen Feldjäger ein. Diese meist in Zivil operierende Sondereinheit hatte unter dem geltenden Kriegsrecht umfassende Vollmachten und brauchte beispielsweise keinen richterlichen Beschluß, um eine Wohnung zu durchsuchen.

Doch obwohl es erst kurz nach 16 Uhr war, hatte Bittrich zu lange mit ihrem Einsatz gezögert. Die Gruppe, die Buschs Wohnung durchsuchen sollte, fand völlig leergeräumte Zimmer, die sogar besenrein waren. Hier gab es nicht den geringsten Hinweis auf das, womit sich der junge Mann beschäftigt hatte und was ihm zum Verhängnis geworden war.

Die zweite Gruppe, die Buschs Büro im Meteorologischen Truppeninstitut durchsuchen sollte, wurde erst einmal naß, denn ein kleiner Brand, der aus unbekannter Ursache ausgebrochen war, hatte die automatische Feuerlöschanlage in dem Raum ausgelöst. Da alle Rechner und sonstigen elektrisch betriebenen Geräte in dem Raum seltsamerweise eingeschaltet gewesen waren, hatte das von der Decke strömende Wasser zahlreiche Kurzschlüsse verursacht. Jeder einzelne Elektronenrechner in dem Büro war nur noch ein rauchender, durchnäßter Haufen Schrott. Da in Friedenszeiten an Wochenenden in dem Institut nicht gearbeitet wurde, hatte sich als einziger der Pförtner in dem Gebäude aufgehalten.

Aber der hatte niemanden gesehen und unmittelbar nach Auslösung des Alarms die Feuerwehr benachrichtigt, die nur einige Sekunden nach den Geheimen Feldjägern vor Ort eintraf.

*

Da Bittrich dem Einsatz inzwischen höchste Dringlichkeitsstufe eingeräumt hatte, setzte sich der Leiter der Einsatzgruppe im Met sofort mit dem Marschall in Verbindung. »So wie die Sache aussieht, haben wir es mit Leuten zu tun, die ihr Handwerk mindestens so gut verstehen wie wir das unsrige. Das heißt, wir werden auch auf den Rechnern hier im Institut nichts finden – jedenfalls nicht in einem Zeitraum von weniger als einer Woche. Ich weiß ehrlich gesagt nicht weiter, Marschall.«

Bittrich legte auf und dachte kurz nach. Dann rief er in Thule Nord an. Schließlich hatte Busch über eine abhörsichere Leitung mit seinen Kollegen dort sprechen wollen. Vielleicht fand sich ja auf diesem Wege ein Hinweis auf das, was hier im Gange war.

Allerdings kam die Verbindung nicht zustande. Der Marschall rief das Nachrichtenzentrum an, das sich im Keller des Bismarck-Blocks befand und von dem aus das Reich Thule seine Kommunikationsfäden in alle Welt spinnen konnte. Doch die Aussage des Diensthabenden, eines Majors, war ernüchternd: »Das Unterwasserkabel nach Thule Nord ist leider gestört!«

»Gestört? Was soll das heißen?«

»Wir haben irgendwo eine Unterbrechung, Thulemarschall! Die Reparaturschiffe sind schon informiert, aber da das Kabel mehr als 20 000 Kilometer lang ist, wird es eine Weile dauern, bis wir die Bruchstelle gefunden haben.«

»Verstehe. Seit wann besteht die Störung?«

»Seit gestern abend. Bis wir sie behoben haben, kann es eine Woche oder länger dauern.«

»Na gut, Major, dann stellen Sie eine Funkverbindung her und legen mir das Gespräch auf meinen Dienstapparat!« Bittrich wollte schon den Hörer auflegen, als er das laute Seufzen des Majors hörte. »Was gibt es denn noch?«

»Eine Funkverbindung kann ich Ihnen momentan auch nicht anbieten, Marschall! Die Störungen in der Ionosphäre machen es uns unmöglich, die andere Seite der Welt zu erreichen.«

»Und die Satelliten?« Doch Bittrich ahnte schon, wie die Antwort ausfallen würde.

»Ebenfalls gestört! Wir müssen abwarten, bis die Aktivität der Polarlichter nachläßt. Aber bis dahin bleibt uns nichts anderes übrig, als uns mit Geduld zu wappnen.«

»Ersparen Sie mir Ihre Lebensweisheiten, Major, und geben Sie mir sofort Bescheid, wenn die Verbindungen wieder stehen!«

»Zu Befehl!«

Das hörte Bittrich nicht mehr, denn er legte den Hörer schon auf.

Der »Bärwolf« war kein Mann, der zur Furcht neigte. Er stellte sich jeder Aufgabe, egal wie schwer oder bedrohlich sie auch war.

Doch jetzt spürte er ein Engegefühl in der Brust, das ihm fast die Luft zum Atmen nahm. Irgend etwas lief ab, irgend etwas, das mit großem Aufwand und äußerster Sorgfalt betrieben wurde. Auch jetzt verspürte er noch keine Furcht, aber es wäre dumm gewesen, sich keine Sorgen zu machen.

Zum Glück hatte er für Fälle wie diese eine Geheimwaffe parat. Erneut griff er zum Telefonhörer.

*

Heinrich Heinrich hatte seine drei Freunde Magnus, Manfred und Mike mitgenommen in das kleine Haus am Stadtrand von Rommelburg, in dem Martina mit ihren beiden Kindern Alexandra und Rainer wohnte. Erst hatte die attraktive Frau die Männer mit Kaffee und selbstgebackenem Kuchen versorgt, und nun war sie in der Küche verschwunden, um ein Abendessen zu zaubern. Die beiden Kinder, der Junge knapp vier und das Mädchen eben zwei Jahre alt geworden, spielten unbekümmert auf dem Fußboden.

Heinrich war gerade dabei, Martinas Kochkünste in höchsten Tönen anzupreisen, als Magnus' Mobiltelefon klingelte – oder vielmehr das Frankreichlied spielte, um genau zu sein. Die anderen sahen gequält auf, als er das Gerät aus der Tasche nahm,

aber er sagte nur: »Tut mir leid, das ist das Diensttelefon. Nur ganz wenige haben die Nummer, und noch weniger würden es wagen, sie am Wochenende anzurufen.«

Er sah auf das Anzeigefeld, und ehrliche Überraschung zeichnete sich auf seinem Gesicht ab. »Das ist der Bärwolf persönlich!« verkündete er und nahm das Gespräch an.

Im Raum wurde es schlagartig still, und selbst die beiden Kinder sahen verwundert auf und quiekten nicht mehr herum. Sie spürten instinktiv, daß gerade eine außergewöhnliche Sache im Gang war.

Magnus nahm unwillkürlich Haltung an. »Selbstverständlich, Herr Marschall«, sagte er, und: »Nein, kein Problem, ich stehe Ihnen jederzeit zu Verfügung… nein, ich bin in Rommelburg, im Haus einer gewissen Martina Bach… ja, die Freundin vom doppelten Heinrich! … Sie kennen die Koordinaten? Gut, ich gehe vors Haus… nein, Marschgepäck brauche ich nicht zu holen. An Bord der Flugscheibe werde ich alles finden, was ich benötigte… nein, keine Fragen. Danke, Marschall Bittrich!«

Als Magnus das Gespräch beendet hatte, wollten die anderen natürlich wissen, was los war. Er umriß in kurzen Sätzen seinen Auftrag: »Ich muß so schnell wie möglich nach Thule Nord und etwas überprüfen. Bitte versteht, daß ich momentan nicht darüber sprechen darf. Aber die Sache ist so wichtig, daß der Bärwolf mir eine Flugscheibe zu Verfügung stellt und mich gleich von einem Düsenhubschrauber abholen läßt. Und ihr ahnt nicht, wer die Maschine steuert – die wilde Hilde persönlich!«

*

Krimhild Unger war eine Legende in Thule. Die verheiratete Frau und zweifache Mutter war etwa 40 Jahre alt. Sie war noch keine 20 Jahre alt gewesen, als sie ihren Mann Wieland geheiratet hatte, damals einer der besten Testpiloten des Reiches.

Vor 18 Jahren war er bei der Erprobung eines neuen Flugzeugmodells abgestürzt und hatte den Unfall nur so gerade eben überlebt. Seitdem saß er im Rollstuhl und konnte nur noch seinen Kopf bewegen.

Krimhild pflegte ihn hingebungsvoll, kümmerte sich um ihre Kinder, die mittlerweile 17 und 19 Jahre alt waren – und machte ihre schon seit Schulzeiten vorhandene Liebe zur Fliegerei zum Beruf. Über die Kontakte ihres Mannes gelang es ihr rasch, ein paar wichtige Männer in der Flugzeugindustrie kennenzulernen.

Anfangs gaben sie ihr nur aus Verbundenheit zu ihrem Mann ein paar kleine Aufträge, um dann aber rasch zu erkennen, über was für ein fliegerisches Ausnahmetalent die junge Frau verfügte.

Rasch war sie zur Testpilotin bei den Messerschmitt-Werken aufgestiegen, doch ihr Wagemut und ihre außerordentliche fliegerische Begabung machten auch das OKT auf sie aufmerksam.

So kam es, daß Krimhild Unger, die nicht zuletzt wegen ihres außergewöhnlichen fliegerischen Stils völlig zu recht von allen nur »die wilde Hilde« genannt wurde, seit nunmehr neun Jahren die offizielle oberste Testpilotin des Reiches war.

Es hieß von ihr, Hilde könne einfach alles fliegen, notfalls auch einen Tiger-Panzer. Regelmäßig schaute sie bei den Aus- und Fortbildungskursen der Jagdflieger vorbei und gab den Piloten nicht nur wertvolle Hinweise – schon mehrmals hatte sie neue Flugmanöver für Extremsituationen entwickelt und die Jagdflieger darin ausgebildet.

Da es strikte politische Richtlinie war, daß Frauen in kämpfenden Einheiten nichts verloren hatten, blieb die wilde Hilde auf die Testfliegerei beschränkt. Und doch war sie vermutlich die beste Pilotin des Reiches – weshalb Bittrich sie schickte, um Magnus abzuholen. Denn die Fliegerei innerhalb der Hohlwelt war alles andere als einfach, die schnelle Fliegerei war sogar recht gefährlich, denn die alle fünf Kilometer stehenden massiven Granitpfeiler stellten ernstzunehmende Hindernisse dar. Ein Flugzeug, das gegen die Gesteinstürme prallte, zerplatzte einfach. Darüberhinaus waren die Pfeiler mit ihren 800 Metern Durchmesser mächtige Hindernisse, die mit Bedacht umflogen sein wollten.

Magnus hatte sein Telefongespräch mit dem Marschall noch nicht ganz beendet, da schallte ein hohles Pfeifen durch die gigantische Höhle. Die Männer liefen nach draußen, und Martina

folgte ihnen, die Kinder an der Hand. Einen Auftritt der wilden Hilde zu verpassen, wäre ein fast unverzeihlicher Fehler gewesen.

Das immer lauter werdende Getöse stammte von den beiden TL-Geräten Heinkel He 59 R, mit denen die Focke Achgelis FA 483 ausgerüstet war. Dieser Düsenhubschrauber war ein ganz außergewöhnliches Fluggerät, wie es nur die Konstrukteure des Reiches Thule zustandebrachten. Der rund 25 Meter lange Rumpf lief vorne spitz zu und endete hinten in einem »Blasheck«, der vollbeweglichen Austrittsdüse eines der beiden TL-Geräte, das seine Ansaugluft über seitlich am Rumpf angeordnete Einlässe bezog.

Über dem Blasheck stand ein konventionelles, elegant geschwungenes Höhen- und Seitenleitwerk.

Das zweite TL-Gerät war oben auf dem Rumpf unmittelbar unter den großen Rotorblättern angeordnet, die es antrieb.

Die Pilotenkanzel war nahtlos in den Rumpfbug integriert und bestand aus 25 kleinen Fensterflächen, die von einen Gitter aus Leichtmetall gehalten wurden. Unterhalb der Kanzel war auf jeder Seite eine Reihe drei weiterer solcher Fenster für die Bodensicht montiert. Die Kabine wurde von jeweils zehn runden Fenstern auf beiden Seiten geziert.

Das wirklich Geniale an der FA 483 aber war ihr Rotor, der aus fünf sehr breiten, aber nicht besonders langen Blättern bestand, weshalb die Maschine kein wirklich schneller Hubschrauber war. Doch sobald sie sich einmal im Vorwärtsflug befand, wurde der Rotorkopf ausgekuppelt, und die Focke Achgelis verwandelte sich in einen Autogiro.* Da nun beide Triebwerke ihren Schub komplett für den Vortrieb einsetzen konnten, beschleunigte die Maschine in diesem Flugzustand sehr zügig.

Allerdings setzte auch das Autogiro-Prinzip der möglichen Höchstgeschwindigkeit enge Grenzen.

Daher wurden ab einer Geschwindigkeit von 300 Kilometern in der Stunde die Rotorblätter automatisch abgebremst und über

---

* Drehflügler, dessen Rotor nur vom Fahrtwind angetrieben wird

eine komplizierte Mechanik nach hinten weggeklappt. So entstand aus fünf Drehflügeln eine einzige Delta-Tragfläche, die der Maschine Geschwindigkeiten knapp unter Mach 1* erlaubte. Diese Konstruktion war einzigartig in der Welt.

Die FA 483 mit der Testpilotin am Steuer kam in Sicht. Die wilde Hilde zog die Maschine steil hoch, um sie abzubremsen. Als die fast zum Stillstand gekommen war, entfaltete sie die Rotorblätter: Aus dem Delta- wurde einmal mehr ein Drehflügler.

Das Gerät sackte ab, bis der Rotor wieder angetrieben wurde. Krimhild Unger kam tiefer und suchte nach einem Landeplatz, den sie mit einer Wiese hinter Martinas Haus auch rasch entdeckte.

Während sie den Endanflug durchführte, konnte Magnus beobachten, wie die Düse im »Blasheck« der Maschine zur Seite schwenkte. Ihr Schub ersetzte den sonst bei Hubschraubern unerläßlichen kleinen Heckrotor für Drehmomentausgleich und Seitensteuerung.

Das Fahrwerk der Maschine fuhr aus, und sie setzte butterweich auf der Wiese aus. Das Heulen der TL-Geräte wurde leiser, die seitliche Einstiegstür der Focke-Achgelis öffnete sich, eine kleine Leiter klappte heraus – und dann betrat sie leibhaftig den Boden von Rommelburg: Krimhild Unger, die berühmte wilde Hilde!

Sie war eine immer noch sehr attraktive Frau, schlank, mittelgroß, mit einem offenen Gesicht, die hohe gerade Stirn umrahmt von einer brünetten Pagenkopffrisur. Wäre sie beim Film gelandet, hätte sie nie die große Diva geben können, wohl aber die burschikose Abenteurerin, der selbst die Herzen der härtesten Helden im Sturm zugeflogen wären.

Ihre Stimme klang in einem warmen Alt. »Magnus Wittmann, nehme ich an?« sagte sie und kam auf den Hauptmann zu. »Ich habe Ihr Bild schon in den ›Thule-Nachrichten‹ gesehen. Der Bärwolf hat Sie informiert?«

»Soeben! Sie bringen mich nach Neu-Berlin?«

---

* Schallgeschwindigkeit

»Nein, Hauptmann! Die Zeit drängt. Wir fliegen sofort zur Bärenhöhle!«

»Darf ich Ihnen etwas anbieten? Einen Kaffee? Ein Stück Kuchen?« In Martina kam die Gastgeberin durch, die wußte, was sich gehört.

Aber Hilde mußte ablehnen. »Ein andermal gern, doch jetzt drängt die Zeit. Wenn der alte Bärwolf etwas derart dringend macht, dann ist es das auch. Also guten Abend miteinander!« Schon drehte sie sich um und kletterte wieder in ihre Maschine.

Magnus blieb nichts anderes übrig, als ihr zu folgen. Als er sich in der Tür noch einmal umdrehte, um zu winken, liefen die Triebwerke schon wieder an, und der Rotor begann sich zu drehen.

Magnus hatte den Einstieg noch nicht ganz verriegelt, da war die Focke Achgelis schon wieder in der Luft.

*

Wittmann wollte sich in einen der bequemen Sessel im Passagierraum setzen, aber Krimhild Unger rief ihn zu sich nach vorne in die Führerkanzel.

Sie deutete auf den links neben dem ihren befindlichen freien Sitz, und Magnus nahm Platz.

Er wollte nach dem Sicherheitsgurt greifen, aber Hilde lachte. »In Thule brauchen Sie keinen Gurt, Hauptmann. Turbulenzen gibt es hier in der Höhle nicht, und falls ich die Kiste aus Versehen gegen einen der Pfeiler ramme, hilft ihnen der Gurt auch nicht mehr. Ohne sind Sie besser dran: Wer schneller stirbt, muß weniger leiden.« Die Frau hatte einen verdammt groben Sinn für Humor.

»Setzen Sie die Kopfhörer auf«, forderte sie. »Ich habe den Bärwolf auf verschlüsselter Leitung für Sie!«

Magnus tat, wie ihm geheißen. Am Kopfhörer befand sich ein kleines Mikrofon, so daß er nicht nur zuhören, sondern auch sprechen konnte.

Mit wenigen Worten informierte ihn Marschall Bittrich über die Ereignisse seit gestern vormittag. Als erfahrenem Geheim-

dienstmann war Magnus sofort klar, daß die Affäre von allergrößter Bedeutung sein konnte.

»Die Geheimen Feldjäger hatten mit einem solchen Fall bisher nur in der Theorie zu tun, so etwas wie Verschwörungen hat es im Reich Thule seit seiner Gründung noch nicht gegeben«, sagte Bittrich mit belegter Stimme. »Deshalb brauchen wir Sie, Hauptmann. Während sich die Spezialisten der GF gerade jeden einzelnen Rechner im Met vornehmen, werden Sie zusammen mit den beiden Majoren Schmidt und Schmitt von den GF nach Thule Nord fliegen und zusehen, ob Sie dort etwas herausbekommen können. Seien Sie wachsam! Ich fürchte, wir haben es hier mit extrem übelwollenden Kräften zu tun!«

»Sie können sich auf mich verlassen, Thulemarschall«, erklärte Magnus beinahe feierlich.

Wenige Minuten später stieg er in der Bärenhöhle an Bord der Reichsflugscheibe I 24. Die Majore Schmidt und Schmitt waren schon an Bord, und so hob das eigentümliche Fluggerät sofort ab.

*

Lohberger hatte an diesem Samstagnachmittag dienstfrei. Doch er war kein Typ, der gern auf der faulen Haut lag. Also zog er die antarktische Sommerausrüstung an – für die Winterkombi war es viel zu warm draußen –, steckte eines der »verlorengegangenen« Nachtsichtgeräte in die Brusttasche und nahm seine Langlaufskier.

Die Polarlichter hatten nicht nachgelassen, waren eher noch eine Spur intensiver geworden, so daß Lohberger die Nachtsichtbrille stecken lassen konnte. Wenn man die Klippen an der Küste einmal überwunden hatte, war die Landschaft fast topfeben. Bei nur drei Grad unter Null und fast völliger Windstille kam Lohberger rasch voran. Nach 15 Kilometern hätte er eigentlich die Vorposten der Division »Heimatland« sehen müssen, doch außer Schnee gab es hier nichts. Rund 30 Kilometer tief drang Lohberger ins Landesinnere vor, doch er war so allein, wie man in der Antarktis nur alleinsein konnte.

Gut vier Stunden, nachdem er den Bunker verlassen hatte, kehrte er zum »Fräulein Susi« zurück. Er knallte Skier und Schneemantel in die Eingangsschleuse und stapfte auf kürzestem Wege zum Privatquartier von Leutnant Farres, der jetzt ebenfalls dienstfrei hatte.

Er klopfte laut an die Tür, wartete eine Antwort erst gar nicht ab und trat ein. Farres war mehr als indigniert, da er einen karierten Nachtanzug aus Flanell angelegt hatte und gerade zu Bett gehen wollte.

Doch seine Empörung legte sich, als Lohberger ihm vom Nichtvorhandensein der versprochenen Division berichtete. Das waren auch für Farres einige Zufälle zuviel. Er warf sich einen Morgenmantel über, schlüpfte in seine Filzpantoffeln und stapfte mit Lohberger zur Telefonzentrale der Stellung.

Die beiden Männer erregten erstaunte Blicke, überall wo sie auftauchten, aber sobald ein Soldat in Lohbergers grimmiges Gesicht schaute, verging ihm der Wunsch selbst nach dem kleinsten Witzchen.

Farres befahl dem diensthabenden Soldaten am Telefon, die Leitstelle Eiswall in Neu-Berlin anzurufen. Doch die Leitung blieb stumm.

»Versuchen Sie's im OKT«, ordnete der Leutnant an.

Aber auch das OKT ließ sich nicht erreichen. »Ich fürchte, das Kabel ist irgendwo unterbrochen worden«, sagte der Diensthabende. »So etwas kommt ja manchmal vor.«

»Gut, dann versuchen wir es über Funk!«

Der Soldat sah seinen Vorgesetzten mit großen Augen an, denn das Brechen der Funkstille war nur in Ausnahmefällen erlaubt. Aber die Funkstille blieb gewahrt, denn: »Funkverbindung nicht möglich, Herr Leutnant! Die Störungen durch die Polarlichter sind einfach zu stark!«

»Wissen Sie, was das heißt?« knurrte Lohberger. »Wir sind von der Außenwelt abgeschnitten. Verdammt!«

12. Flugphase

Reichsflugscheibe I 24 jagte aus dem weitgeöffneten Panzerportal der Bärenhöhle und nahm Kurs auf den Südpol. Oberst von Klenk, der Kommandant der Maschine, hatte Wittmann und seine beiden Begleiter in die Führerkuppel der Flugmaschine vom Typ Haunebu VII gebeten.

Schmidt und Schmitt waren zwei Typen, die man nicht für möglich gehalten hätte, solange man ihnen nicht begegnet war. Beide waren um die 40, mit knapp unter 1,80 Metern eher klein, mit hageren Körpern und hageren Gesichtern. Sie hatten die schwarzen Haare kurzgeschnitten, doch dem einen hing von links eine Strähne in die Stirn, dem anderen von rechts. Beide hatten ein kleines Schurrbärtchen unter der Nase, und beide trugen wadenlange braune Ledermäntel, unter denen Reitstiefel gleicher Farbe hervorlugten.

Zwei Dinge fielen besonders auf: Die hellwachen, fast stechenden Augen der Männer und die Tatsache, daß beide Brüder hätten sein können, ja beinahe Zwillinge. Doch sie waren nicht miteinander verwandt. Böse Zungen behaupteten allerdings, daß es in dem Bezirk von Neu-Berlin, in dem sie nur wenige Straßen voneinander entfernt geboren worden waren, den gleichen Briefträger gegeben hätte…

Magnus Wittmann waren solche Dinge egal. Er verstand sich auf Anhieb mit Schmidt und Schmitt, denn sie kehrten ihm gegenüber nicht den Vorgesetzten heraus, sondern den Kollegen.

Oberst von Klenk gab das Kommando der Flugscheibe an einen Leutnant ab und erklärte seinen Passagieren den bevorstehenden Flug: »Der schnellste Weg nach Thule Nord würde durch den Weltraum führen, aber wegen der starken elektromagnetischen Störungen haben wir momentan keine Möglichkeit

zur Aufklärung des planetennahen Weltalls. Es ist gut möglich, daß da oben Flugscheiben der AIn auf uns lauern – und im Weltall sind wir denen leider immer noch unterlegen, vor allem was die Zahl der Maschinen angeht.

Solange wir jedoch in der Atmosphäre bleiben, sieht das anders aus, denn die AIn haben seltsamerweise nur Bündellichtwerfer, aber keine Projektilgeschütze. Mit unserer Gustloff HF 21 Mm* sind wir ihnen innerhalb der Lufthülle, die die Wirkung von Bündellichtwerfern deutlich dämpft, an Feuerkraft klar überlegen, wenn auch nicht an Beweglichkeit.

Also gehen wir nicht höher als 30 Kilometer. Ich nehme den etwas längeren Kurs über den Südpol, damit ich unser Ziel über den Pazifik anfliegen kann. Die USA sind immer noch recht stark, und die AIn und ihre Lakaien werden alles daransetzen, sie möglichst rasch wieder aufzurüsten. Also nehme ich lieber keinen Kurs, der direkt über ihr Gebiet führt.

Unser Flug wird auf diese Weise rund zwei Stunden dauern. Also entspannen Sie sich, meine Herren, und genießen Sie die Aussicht!«

Die war in der Tat phantastisch, wenn man in der Kommandokuppel der Flugscheibe bleiben durfte so wie Magnus und seine beiden Begleiter. Obwohl die I 24 schon der aktuellen siebten Baureihe angehörte, waren Flugscheiben noch immer hochexperimentelle Geräte.

Die Besatzung der Haunebu VII bestand aus fünfzehn Soldaten, davon drei Offiziere und vier Unteroffiziere. Notfalls konnten noch 50 vollausgerüstete Infanteristen mitgenommen werden, Tragkraft war für Flugscheiben kein Problem. Wohl aber Platz, denn zumindest die deutschen Modelle bestanden trotz ihres Durchmessers von 42 und einer Maximalhöhe von 16 Metern im Inneren hauptsächlich aus Maschinenräumen. Passagiere mußten also in den wenigen Gängen untergebracht werden, die es hier gab.

---

* Mm: Marineausführung (Kaliber 3,7 cm), modifiziert für Weltraumeinsatz

Insofern war es ein Privileg, daß sich die drei Gäste dieses Fluges in der Kommandokuppel aufhalten durften.

Einer der Unteroffiziere in der Kuppel stellte routinemäßig einige Messungen an. Schließlich wandte er sich mit Besorgnis in der Miene an seinen Obersten und meldete, daß sich der Bereich erhöhter Temperatur nur über einen rund 1000 Kilometer breiten Streifen von der Kronprinzessin-Martha-Küste rund 1200 Kilometer tief ins Festland hineinzog. Nur vor und über dem Reich Thule war es wärmer, in der übrigen Antarktis nicht.

Von Klenk befahl, das beunruhigende Meßergebnis nach Thule durchzufunken, doch die ungeheuer starken Polarlichter verhinderten das Zustandekommen einer Verbindung.

*

Der weitere Flug verlief ereignislos. Zwei Stunden später erreichte man den Nordpol. Hier herrschte Sommer, und somit gab es hier den Polartag, bei dem die Sonne 24 Stunden am Tag zu sehen war. Trotz der Helligkeit konnte man auch hier die Polarlichter sehen, die in der Ionosphäre tanzten. Sie waren zwar blaß und wegen des strahlenden Sonnenlichts nur zu entdecken, wenn man wußte, wohin man blicken und wonach man suchen mußte, aber die Magnetometer sprachen eine deutliche Sprache.

Die auch »Aurora borealis« genannte Erscheinung war in einer bisher noch nie gemessenen Stärke aktiv.

Oberst von Klenk brachte die Flugscheibe tiefer. Das Nordpolarmeer war mit einer geschlossenen Eisfläche bedeckt, die einen mehr als 4000 Meter tiefen Ozean verbarg. Jetzt im Sommer war das Eis allerdings recht dünn, wie sich bald zeigen sollte. Die einzigartige Maschine steuerte nicht exakt den geographischen Nordpol an, sondern einen rund 250 Kilometer davon entfernten Punkt. Hier befand sich der Harris-Rücken, ein gut 3000 Meter hohes Unterwassergebirge, das sich vom Norden Grönlands bis zur Neusibirischen Insel quer durch das Nordpolarmeer zog.

Der Funkoffizier versuchte ein Signal abzugeben, bekam aber wegen der starken Störungen nicht das gewünschte Ergebnis.

Von Klenk ging bis auf 100 Meter über das Eis hinab und ließ eine Boje werfen. Die krachte durch die dünne Eisdecke und trieb dann inmitten der Bruchstücke im grünlich-klaren Wasser. Die Sonde diente als Umsetzer: Über die kurze Strecke stand die Funkverbindung zur Flugscheibe natürlich wie eine Eins. Ein batteriebetriebener Rechner wandelte die Funkwellen in Impulse für Magnetfunk um, der nur unter Wasser funktionierte und eine Reichweite von mehreren hundert Kilometern hatte.

Es dauerte nicht lange, dann brach nicht weit von der Boje entfernt die Eisfläche auf, und eine kreisrunde stählerne Plattform von etwa 100 Metern Durchmesser schob sich nach oben, bis sie knapp zehn Meter über dem Wasser zur Ruhe kam.

Oberst von Klenk persönlich steuerte die Flugscheibe auf die Plattform hinab. Während der Landung sah Magnus aus den Augenwinkeln, wie die Abwurfboje von einer kleinen Explosion zerrissen wurde und ihre Trümmer versanken.

Er mußte wohl ziemlich verblüfft ausgesehen haben, denn der Oberst erklärte: »Diese Umsetzerbojen sind billige Massenprodukte. Ihre Bergung ist prinzipiell nicht vorgesehen. Aber wir wollen auch nicht, daß die Magnetfunktechnik in die Hände des Feindes fällt. Also werden die Dinger zerstört, sobald wir sie nicht mehr brauchen.«

Im nächsten Augenblick hatte Magnus die Boje vergessen, denn das, was sich jetzt abspielte, war einfach zu phantastisch. Unterhalb der Plattform waren zwei stählerne Vorrichtungen montiert, die sich jetzt von beiden Seiten über die Flugscheibe wölbten und sich dabei immer weiter entfalteten wie das Dach eines modernen Kabrios.

Als der Vorgang abgeschlossen war, hatte sich die Plattform in eine geschlossene Halle mit halbkugelförmigem Dach verwandelt. Die I 24 wirkte trotz ihrer großen Abmessungen klein in dieser riesigen Halle, die von starken Strahlern unter der Decke hell ausgeleuchtet wurde.

Aus einem kleinen Aufbau am Rand, den Magnus bisher nicht beachtet hatte, traten Männer in den schwarzen Uniformen der Thule-Truppen und kamen auf die Flugscheibe zu. Von Klenk ließ das Eingangsschott öffnen.

Ein Unteroffizier kam an Bord, knallte vor dem Oberst die Hacken zusammen und machte zackig Meldung: »Feldwebel Brand vom Plattformkommando zu Ihren Diensten, Herr Oberst. Ich melde die Herstellung ordnungsgemäßen Verschlusses und den Beginn der Tauchfahrt. Wir werden Thule Nord in knapp 60 Sekunden erreichen!«

»Danke, Herr Brand. Vielleicht hätten Sie die Güte, den Herren Schmidt, Schmitt und Wittmann die Funktion der Plattform zu erklären. Sie besuchen Thule Nord nämlich zum erstenmal.«

»Selbstverständlich, Herr Oberst!« Erneut knallte er die Hakken zusammen und salutierte.

Dann kam er auf die drei Männer in Zivil zu und wollte vor Wittmann Männchen machen, doch der winkte ab. »Entspannen Sie sich, Feldwebel, wir sind hier nicht auf dem Exerzierplatz. Ein Glück für Sie, denn sonst hätten Sie sich schon den ersten Rüffel eingefangen, weil die Herren Schmidt und Schmitt Majore sind!«

Brand war nicht so leicht aus der Ruhe zu bringen – eben ein Unteroffizier von echtem Schrot und Korn. Männer wie er waren das Rückgrat einer jeden Armee. »Danke für den Hinweis, Herr Hauptmann!«

Magnus fand es nicht wirklich gut, daß er innerhalb des Reiches Thule schon nach so kurzer Zeit fast so etwas wie Kultstatus besaß. Aber seine Einsätze sorgten immer wieder für Gesprächsstoff, nicht zuletzt deswegen, weil Manfred über die meisten spannende Reportagen für die »Thule-Nachrichten« verfaßt hatte.

»Wie Sie wissen, wurde unsere Station Thule Nord ab 1951 in den oberen Schichten des Harris-Rückens errichtet, anfangs vor allem als sicherer Anlaufhafen für unsere damals neuen U-Boote vom Typ XXXI. Obwohl in mehr als 1000 Meter Wassertiefe gelegen, haben wir die Station seitdem ununterbrochen modernisiert und ausgebaut, so daß wir heute auf eine Anlage von gut 100 Quadratkilometer Größe kommen.

Im Laufe der Zeit hat sich die Bedeutung von Thule Nord stark verändert. Wir sind von einem U-Boothafen zur sicherlich schlagkräftigsten Kampfstation der Welt geworden. Einen wich-

tigen Beitrag dazu liefern Tauchplattformen wie diese hier: Die Plattform ist mit einem langen Ausleger unter dem Boden an einem gut einen Kilometer hohen Mast verankert, der rund 80 Meter unter der Wasseroberfläche endet. An diesem Mast fahren wir nun hinab nach Thule Nord. Da die Plattformen druckdicht sind, können wir alles herunter- oder hinaufbringen, egal wie empfindlich es ist, solange es nur unter die Kuppel paßt. Selbst kleinere Kampfschiffe konnten wir so schon zur Reparatur nach unten bringen.

Und wenn es die Lage erfordert, fahren wir mit jeder Plattform eine schwere Schienenkanone nach oben. Die Energieversorgung erfolgt über den Mast, den Ausleger und speziell für diesen Einsatzzweck vorgesehene Kontakte im Boden der Plattform von Thule Nord aus. So haben wir vor etwas mehr als einem Jahr den Atomkrieg zwischen China und den USA verhindert, indem wir die Raketen beim Flug über den Pol einfach abgeschossen haben.«

»Wie viele solcher Plattformen gibt es denn?« wollte Schmidt wissen.

»Mehr als 1000.«

»Und für jede haben wir auch eine Schienenkanone?« hakte Schmitt nach.

Brand nickte nur.

Man spürte, daß die Abwärtsbewegung der Plattform zu Ende war und sie jetzt seitlich transportiert wurde. Wenig später kam sie zur Ruhe, und die Panzerkuppel faltete sich wieder zusammen.

Man befand sich in einer großen Halle, in der es von Aktivitäten nur so wimmelte. Im Boden der Halle verliefen zahlreiche Schienen, die alle zu einem mächtigen Panzerschott am hinteren Ende führten. Auf einer dieser Schienen war die Plattform mit der Flugscheibe in die Halle gerollt.

»Wir sind am Ziel, meine Herren«, verkündete von Klenk. »Sie sollten jetzt aussteigen. Wenn nicht irgend etwas völlig Unvorhergesehenes geschieht, werde ich hier auf Sie warten, bis Sie Ihre Aufgabe erledigt haben, und Sie dann nach Thule zurückbringen!«

Der Oberst begleitete seine Passagiere noch bis zum Ausstiegsschott der Flugscheibe. Die Rampe war ausgefahren und lag auf dem Boden der Plattform auf.

Magnus ging voran, Schmidt und Schmitt folgten ihm auf dem Fuße.

Sie wurden von einem einzelnen Uniformierten erwartet, doch es handelte sich keineswegs um irgendeine Ordonnanz, sondern um einen leibhaftigen Generalfeldmarschall! Die Thule-Truppen kannten nur einen Rang, der noch höher war: den des Thulemarschalls.

Es war eigentlich nicht verwunderlich, daß diese Station, bei der es sich um eines der größten Geheimnisse des Reiches Thule überhaupt handelte, von einem so hohen Offizier geleitet wurde. Verwunderlich war hingegen, daß er sich persönlich die Zeit nahm, seine Gäste abzuholen und auf jedes Brimborium in Gestalt eines Gefolges verzichtete.

»Ich bin Herbert von Hollersteiner! Willkommen in meinem kleinen Reich!« sagte der großgewachsene Krieger mit dem vollen dunkelblonden Haar und den angegrauten Schläfen. Von Hollersteiner hatte die 50 schon überschritten, war aber eine äußerst imposante Gestalt, was weniger an seiner Größe lag – Magnus war deutlich größer – sondern an der Aura von Kompetenz, Macht und Mut, die ihn umgab. Seine grünblauen Augen schienen zu blitzen, wenn er sprach. Er streckte den Männern die Hand entgegen, so daß sie erst gar nicht auf die Idee kamen, zu salutieren.

»Was kann ich für Sie tun?« fragte er. »Oberst von Klenk hat mich schon darauf hingewiesen, daß es sich nicht um einen Routinebesuch handelt und daß er auch nichts mit der momentan unterbrochenen Verbindung nach Thule zu tun hat. Also, worum geht es?«

Schmidt und Schmitt nickten Magnus fast unmerklich zu, so daß er das Wort ergriff und dem Generalfeldmarschall knapp die Ereignisse schilderte, die sie hergeführt hatten.

Von Hollersteiner wirkte erschrocken. »Ich kann es mir einfach nicht vorstellen, daß sich unter meinen Männern Mörder oder auch nur Verschwörer verbergen. Was auch immer not-

wendig sein sollte, um diesen Fall zu klären – Sie haben meine uneingeschränkte Unterstützung. Bitte verfügen Sie über mich!«

»Schmitt und ich würden uns gerne in Ihrem Rechnernetzwerk umsehen«, erklärte Schmidt. »Marschall Bittrich hat uns schon darauf hingewiesen, daß diese Anlage oberste Geheimhaltungsstufe besitzt, und uns zu völligem Stillschweigen in allen Angelegenheiten verpflichtet, die nicht unmittelbar mit dem Fall zu tun haben.«

Schmidt und Schmitt griffen in einer synchronen Bewegung in die Innentaschen ihrer Ledermäntel und überreichten dem Generalfeldmarschall ihre Beglaubigungsschreiben.

Der überflog sie nur flüchtig, nickte und rief einen der Uniformierten herbei, der Ausbesserungsarbeiten an einem U-Boot überwachte. »Schütze, bitte führen Sie diese beiden Herren ins Rechenzentrum.«

Und zu Schmidt und Schmitt sagte er: »Sobald Sie dort sind, wenden Sie sich an den Leiter Dr. Schwengers. Ich rufe ihn sofort an und informiere ihn über Ihre Aufgabe und Ihre umfassenden Vollmachten!«

Während die beiden Feldjäger in Zivil dem Uniformierten folgten, holte von Hollersteiner ein winziges Mobiltelefon aus der Tasche und führte den versprochenen Anruf. Dann wandte er sich an Magnus. »Und Sie sind also tatsächlich *der* Magnus Wittmann, von dem man schon soviel gehört und gelesen hat?«

»Das meiste ist maßlos übertrieben, Generalfeldmarschall«, wehrte Magnus ab. »Sie wissen ja, wie gern die Presse dick aufträgt, und mein Freund Behrens ist ein Könner seines Fachs!«

»Ich sollte mir vielleicht auch mal einen Journalisten als Freund anlachen«, griente von Hollersteiner. »Aber kommen wir zur Sache. Sie sind schließlich nicht hier, um mit mir zu plaudern. Wie kann ich Sie unterstützen, Hauptmann?«

»Ich weiß selbst noch nicht so recht, wonach ich hier suchen soll. Diese Anlage ist ja wirklich beeindruckend.«

»Und verdammt groß, glauben Sie mir. Ich führe sie gerne persönlich herum, um Ihnen einen Überblick zu verschaffen!«

»Ein großzügiges Angebot, auf das ich ein andermal gerne zurückkommen werde. Doch jetzt würde ich mich lieber ohne Ihre

Begleitung umsehen, denn die Männer reden in der Regel offener, wenn ihr Vorgesetzter nicht dabei ist.«

Wenn von Hollersteiner enttäuscht war, ließ er es sich nicht anmerken. Er nickte zustimmend.

»Ich gehe davon aus, daß Sie eine Abteilung für Wetterbeobachtung hier unten haben?« fragte Magnus.

»Mehr als das. Wir haben eine eigene meteorologische Forschungsstation, deren Mitarbeiter regelmäßig mit den Plattformen nach oben fahren, um ihre Messungen im Eis durchzuführen.«

»Gut. Dann fange ich dort mit meinen Befragungen an. Wie finde ich in die Station?«

Wieder holte der General sein Telefon heraus, und wenig später summte ein Elektrokarren heran, der stark an einen Golfwagen erinnerte. Am Steuer saß ein blutjunger Soldat.

»Schütze, Sie bringen den Hauptmann in unsere meteorologische Station!«

»Zu Befehl!« Der junge Mann legte lässig die Hand an die Schirmmütze. Er bemühte sich nicht einmal darum, aufzustehen oder gar Haltung vor seinem höchsten Vorgesetzten anzunehmen. Mit einer einladenden Handbewegung deutete er auf den freien Platz neben sich.

Magnus stieg ein, und der Elektrokarren brummte davon. In Thule Nord ging es nicht so militärisch streng wie in den anderen Einheiten der Thule-Truppen zu, das hatte der Hauptmann schon erkannt. Ob der das gut finden sollte oder nicht – darüber war er sich noch nicht im klaren.

*

Mehr als fünf Kilometer weit führte die Fahrt durch die straßenähnlichen Korridore der Unterwasserstation. Sie war tief in das Gebirge des Harris-Rückens hineingebaut und verfügte trotz ihrer gewaltigen Ausmaße noch über ausreichende Erweiterungsmöglichkeiten. »Notfalls könnten wir den ganzen Berg aushöhlen und ein Reich fast von der Größe Thules schaffen«, erklärte der Soldat am Steuer.

Magnus wurde in der meteorologischen Station schon erwartet. Sie war nicht groß und bestand nur aus wenigen Räumen voller Geräte, hauptsächlich Rechner. Hier arbeiteten überwiegend junge Männer, und auch der Leiter, ein großer schlaksiger Typ namens Dr. Helpenstein, war kaum älter als 35 Jahre. Er wußte nur, daß Hauptmann Wittmann etwas überprüfen wollte.

Also führte er ihn erst einmal durch die Räume und stellte ihm die einzelnen Mitarbeiter vor.

Nach einem kurzen Rundgang hatte Magnus genug Eindrücke gesammelt und bat Helpenstein um ein Gespräch unter vier Augen.

Kaum waren sie in seinem Büro, kam der Hauptmann zur Sache. »Sie kennen Georg Busch vom Met?« fragte er.

Der Wissenschaftler nickte überrascht. »Merkwürdig, daß Sie ausgerechnet nach Busch fragen. Hat Windisch sich über ihn beschwert?« wollte er wissen.

»Wie kommen Sie auf den Professor?« reagierte Magnus mit einer Gegenfrage. »Am besten erzählen Sie mir einfach, was Sie zu dieser Vermutung veranlaßt. Ausführlich, ich habe Zeit.«

Das hätte er besser nicht gesagt, denn wenn man Wissenschaftler zur Ausführlichkeit aufforderte, antworteten sie meist mit einem gigantischen Redeschwall. Dr. Helpenstein war keine Ausnahme.

»Sie müssen wissen, daß wir hier unten in über 1000 Meter Wassertiefe keine Wetterdaten sammeln können«, erklärte er überflüssigerweise. »Um unsere Aufgabe dennoch zu erfüllen, starten wir täglich mehrere Drohnen: vollautomatische, unbemannte Flugkörper voller Meßinstrumente. Wir schießen sie von einer unserer Tauchplattformen mit einem Katapult ab, und später landen sie auch wieder in Fangseilen auf den Plattformen.

Die Drohnen arbeiten völlig selbständig und stehen nicht in Funkverbindung mit uns, denn die könnte abgehört werden. Kommt mal eine aufgrund irgendeines Problems vom Weg ab, sprengt sie sich in die Luft. Aber das kommt so gut wie nie vor.«

Magnus zog hörbar die Luft ein. »Ich weiß, was Drohnen sind und wie sie arbeiten.«

»Sie haben einen ausführlichen Bericht verlangt«, sagte Helpenstein, und seine Stimme klang ein ganz klein wenig beleidigt. »Wegen der Funkstille werden die Bordspeicher der Drohnen nach jeder Landung direkt hier ins Institut gebracht und von uns ausgewertet. Vor acht Wochen fiel uns erstmals auf, daß die HAARP-Anlage in Alaska mit stark erhöhter Sendeleistung arbeitete…«

»HAARP…?« hakte Magnus nach.

»Eine amerikanische Forschungseinrichtung«, erklärte Helpenstein. »Sie müssen wissen, daß unsere Drohnen regelmäßig bis zum 50. Breitengrad hinabfliegen und…«

»Das weiß ich, Doktor! Aber was ist HAARP?«

»Ach so. Entschuldigen Sie, aber ich dachte, HAARP kennt doch jeder. Der Name steht für ›High Frequency Active Auroral Research Program‹* und dient zur Erforschung des Einflusses elektromagnetischer Wellen auf die obere Atmosphäre – und vermutlich auch zur Beeinflussung des weltweiten Funkverkehrs.

Es gibt auch Gerüchte, mit ihr versuche man das Wetter zu manipulieren, aber das hielten wir stets für Mumpitz.

Nur eines steht fest: Mitten im Nirgendwo haben die Amis eine riesige Antennenanlage aufgebaut, da, wo keiner sie sieht und sich kein Grüner an ihr stört: in Alaska, nordöstlich von Gakona – in der Nähe des Sanford-Bergs«, fügte er hinzu, als er auf Magnus' Gesicht ablas, daß der nicht wußte, wo Gakona in Alaska war.

»Im Prinzip ist HAARP ein gigantischer Kurzwellensender«, fuhr er fort, »der anfangs mit 960 Kilowatt Leistung betrieben und bis zum Jahr 2007 auf 4000 Megawatt ausgebaut wurde. Schon 2005 war die Anlage stark genug, um künstliche Polarlichter zu erzeugen.** Wozu das allerdings gut sein sollte, außer den Spieltrieb der amerikanischen Kollegen zu befriedigen, war uns nie klar.«

---

* Programm zur aktiven Hochfrequenz-Erforschung der Ionosphäre
** siehe »Der Spiegel«, Heft 6 vom 7. Februar 2005

»4000 Megawatt«, warf Magnus verblüfft ein, »das ist ja gigantisch.«

Helpenstein nickte. »Und verdammt teuer obendrein. Aber nach allen offiziellen Verlautbarungen sollte das die allerletzte Aufbaustufe sein. Aber vor vier Wochen überflog eine unserer Drohnen das Gelände und registrierte angeblich eine Sendeleistung von 95 Gigawatt!«

»Das bedeutet…?«

»Das bedeutet, daß die Amis nicht mit 4000, sondern mit 95 000 Megawatt senden! Und ein Megawatt entspricht einer Million Watt! Die müssen mehrere Atomkraftwerke gebaut haben, nur um den Sender zu betreiben.«

»Aber wozu soll das gut sein?«

»Das fragten wir uns natürlich auch und schickten unsere Drohnen nun gezielt nach Gakona. Wir stellten rasch fest, daß die tatsächliche Sendeleistung sogar bei 98 Gigawatt liegt. Aber was das für einen Nutzen haben sollte, war uns schleierhaft und mit unseren relativ bescheidenen Mitteln nicht festzustellen. Also übermittelten wir die Daten vollständig nach Neu-Berlin, ins Meteorologische Truppeninstitut von Professor Windisch.

Der hat die Daten angeblich selbst überprüft – ich wette, sowas läßt der von seinen Doktoranden machen! – und rief dann persönlich bei mir an, um mir zu erklären, daß die Sache uninteressant sei. ›Die Amis leiden halt mal wieder ein bißchen an Größenwahn‹, waren seine genauen Worte. Aber dann kam Busch ins Spiel.«

»Lassen Sie mich raten, Doktor… er rief sie über das Unterwasserkabel an.«

»Richtig. Das ist erst einmal nichts Ungewöhnliches, denn wir tauschen uns täglich mit den verschiedenen Kollegen vom Met aus. Busch allerdings zeigte großes Interesse an all unseren Daten rings um HAARP. Der Mann ist ein helles Köpfchen, müssen Sie wissen.«

»War«, korrigierte Magnus. »Der Mann war ein helles Köpfchen. Er hatte vor wenigen Stunden einen tödlichen Unfall, den wir allerdings für einen geschickt getarnten Mord halten. Wann haben Sie zuletzt mit ihm gesprochen?«

Helpenstein antwortete erst einmal nicht. Er mußte das Gehörte verarbeiten. Magnus ließ ihm die Zeit. Schließlich sagte der Wissenschaftler mit belegter Stimme: »Vor zwei Tagen. Und jetzt, wo Sie's sagen… er kam mir irgendwie komisch vor, aber ich habe mir nichts weiter dabei gedacht. Aber jetzt fällt es mir wie Schuppen von den Augen: Busch hatte Angst!«

»Offenbar zu Recht.« Magnus nickte nachdenklich. »Das erklärt auch seine letzten Worte: Er meinte nicht harp, sondern HAARP. Aber wieso wurde er deswegen umgebracht? Ich meine… wie kann eine Funkanlage in Alaska, und sei sie auch noch so gigantisch, Thule gefährlich werden?«

»Das liegt doch auf der Hand, Hauptmann. Die ultrastarken Polarlichter zeigen, daß die Anlage wirkt. Unser Unterwasserkabel nach Thule wurde unterbrochen, Funkverbindung ist wegen der Störungen der Ionosphäre nicht mehr möglich. Wenn die Amis Thule Nord angreifen wollen, stehen wir praktisch allein. Deswegen ist die Anwesenheit ihrer Flugscheibe der reinste Segen. Sollten wir wirklich angegriffen werden, können Sie den reitenden Boten spielen und in wenigen Stunden Verstärkung holen.«

»Ich weiß nicht recht.« Irgend etwas paßte noch nicht ins Bild, das war Magnus klar. »Abgesehen davon, daß die Amerikaner vermutlich gar nichts wissen von Thule Nord, wäre ein Angriff in dieser Wassertiefe so gut wie undurchführbar für sie. Aber sagten Sie vorhin nicht, daß diese HAARP-Anlage auch das Wetter manipulieren kann, Doktor?«

»Nun, das waren bisher reine Spekulationen, aber bei den mittlerweile eingesetzten gigantischen Energiemengen halte ich das für durchaus möglich!«

»Und wo genau auf der Erde können die das Wetter manipulieren? In Alaska, am Nordpol? Wo?«

»Die Wirkungsweise des Systems ist theoretisch unbegrenzt, Hauptmann. HAARP nutzt die Ionosphäre als elektrischen Leiter, und da die sich um die ganze Welt erstreckt, kann es auch überall wirksam werden. Sie sagen ja selbst, daß Sie unten am Südpol mit den gleichen Polarlichtern zu tun haben wie wir hier… verdammt! Ihr merkwürdiges Temperaturphänomen!«

»Sie sagen es, Doktor! Bei den Temperaturen, die um diese Zeit normalerweise in der Antarktis herrschen, würde eine Angriffsoperation schlicht und ergreifend einfrieren. Aber momentan haben wir Temperaturen fast um den Gefrierpunkt – also Hochsommer im tiefsten Winter! Das war es, worauf Busch uns hinweisen wollte und weshalb er sterben mußte. Die USA sind noch immer eine Hochburg der AIn-Lakaien, und ich fürchte, daß sie nach der verheerenden Niederlage gegen die Konföderierten jetzt einen letzten verzweifelten Versuch unternehmen, Thule auf direktem Wege anzugreifen! Ich muß sofort zurück!«

13. Verteidigungsphase

Nur wenige Stunden hatte Lohberger geschlafen, als er unsanft aus seinen Träumen gerissen wurde. »Fräulein Susi«, der massive Geschützbunker mit der Ordnungszahl 108 West 60/60, wurde von mehreren Einschlägen erschüttert!

Es dauerte nur wenige Augenblicke, bis der hochmotivierte Soldat seine Einsatzausrüstung angelegt hatte und aus seiner Unterkunft stürmte. Erneut gab es eine Erschütterung, und feinste Staubpartikel rieselten von der massiven Betondecke. Lohberger fluchte.

Er stürmte in die Gefechtszentrale, die im untersten Stockwerk des Bunkers angebracht war, ganz hinten im Berg. Leutnant Farres war schon anwesend, ebenfalls alle hier diensttuenden Soldaten bis auf einen.

»Was zum Teufel ist hier los?« brüllte Lohberger.

»Angriff mit bunkerbrechenden Raketen! Die beiden Geschütze sind schon ausgefallen. Wir haben Verluste! Lassen Sie Waffen an alle noch kampffähigen Männer ausgeben, Stabsfeldwebel!«

Lohberger bestätigte und gab die entsprechenden Anordnungen über die Lautsprecheranlage von »Fräulein Susi«. Außerdem fügte er hinzu: »Und daß mir jeder von euch eine Nachtsichtbrille einsteckt, habt ihr mich verstanden?!«

Dann forderte er Aufklärung von seinem Kommandanten: »Wer greift uns an, Leutnant? Amerikaner?«

»Die Art der verwendeten Waffen deutet darauf hin. Außerdem war sich der Ausguck sicher, Flugzeuge vom Typ F/A 18 Hornet gesehen zu haben – das sind Amerikaner!«

»Und was hat er noch gesehen?« Unsanft rüttelte Lohberger seinen Vorgesetzten an der Schulter, um ihm nicht jedes Wort

einzeln aus dem Mund ziehen zu müssen. Offensichtlich stand Farres unter einem leichten Schock.

Doch der riß sich zusammen und sagte: »Der Ausguck meldete Explosionen auch an den anderen Bunkerstellungen, die in seinem Sichtbereich lagen – aber keine in dem Gebiet dazwischen. Es sieht so aus, als wüßten die Amis ganz genau, wo sich unsere Stellungen befinden!«

»Verrat! Wir haben Verräter in den eigenen Reihen, ganz oben im OKT! Ich habe es doch gleich gewußt!« Für Lohberger stand fest, daß sich sein Verdacht zur Gewißheit erhärtet hatte. Freude konnte er darüber allerdings nicht empfinden. »Was ist mit dem Meer? Hat der Späher Schiffe gesehen, vielleicht sogar Landungsboote?«

»Das konnte er uns nicht mehr mitteilen, denn der Ausguck erhielt einen Volltreffer!«

Erneut fraß Lohberger einen Fluch in sich hinein. »Die Leitung nach Neu-Berlin ist natürlich immer noch tot?« stellte er die eher rhetorisch gemeinte Frage.

»Nicht nur die. Wir sind völlig von der Außenwelt abgeschirmt«, keuchte Farres, und auf seinem Gesicht machte sich wieder Panik breit.

Der Stabsfeldwebel schob ihn entschlossen beiseite und trat an den Hauptrechner der Stellung, von dem aus sich auch die Seeminen aktivieren ließen, die im Küstenbereich vor »Fräulein Susi« am Meeresboden verankert waren. Im Normalfall jedenfalls.

Diesmal allerdings zeigte der Rechner nur Fehlermeldungen. Die wertvollen Minen blieben auf dem Meeresboden verankert – wo sie völlig nutzlos waren.

Lohberger glaubte nicht an einen Zufall. Sie hatten es mit Sabotage und Verrat in den allerhöchsten Kreisen zu tun. Wenn er sich nicht einem direkten Befehl aus Neu-Berlin widersetzt hätte, gäbe es nicht einmal mehr Nachtsichtbrillen im Bunker, und sie wären wirklich blind gewesen.

Es war zum Verzweifeln, und in einer Lage wie dieser wären selbst gute Männer tatsächlich verzweifelt. Nicht so Lohberger. Er lebte nach einem einfachen Motto, das nur aus drei Worten

bestand, aber im Prinzip alles über ihn aussagte: »Klag nicht! Kämpfe!« Und getreu diesem Motto nahm er sich vor, diesen Schlamassel hier nicht nur zu überleben, sondern die dafür Verantwortlichen persönlich zur Rechenschaft zu ziehen, und sei es der Bärwolf persönlich.

Doch das mußte warten, denn um seinen Vorsatz in die Tat umzusetzen, mußte er zuerst einmal überleben.

Wieder gab es einen ohrenbetäubenden Knall, und diesmal stürzte ein großer Brocken der Stahlbetondecke herab und begrub Leutnant Farres unter sich. Der Mann, mit dem er gerade eben noch gesprochen hatte, war tot, unwiederbringlich ausgelöscht von einem ebenso gnadenlosen wie heimtückischen Feind.

Andere Männer hätten jetzt vor Wut gekocht, doch Lohberger wußte, daß Rache ein Gericht war, das man am besten kalt genoß.

Durch Farres' Tod war er zum Kommandanten der Bunkerstellung aufgestiegen. Da sie wertlos geworden war, befahl er ihre sofortige Evakuierung. »Aber keiner geht raus, der nicht die komplette Winterausrüstung trägt, eine Nachtsichtbrille dabeihat und bewaffnet ist! Nehmt die Motorschlitten und versucht euch nach Thule durchzuschlagen. Verwundete kommen auf den Anhänger! Wir lassen niemanden zurück!«

Zu den beiden Soldaten, die mit Farres hier in der Gefechtszentrale Dienst getan hatten, sagte er: »Ihr zwei Hübschen kommt mit mir! Wir wollen mal sehen, ob wir es den Amis nicht vielleicht doch noch heimzahlen können!«

*

Die Bunkerstellung war tief in die Felswand der Küste hineingebaut worden, die hier mehr als 50 Meter fast senkrecht ins Wasser abfiel. Für Notfälle wie diesen hatte man die Fluchttunnel nach hinten in die Klippe geschnitten, wo sie nur sanft anstiegen und in einen Geräteraum mündeten, dessen Dach mit einer dünnen Gesteinsschicht gegen Entdeckung von oben getarnt war. Hier standen zahlreiche Schneemobile und dazu passende

Schlittenanhänger, so daß die Stellung im Notfall auf diesem Weg komplett evakuiert werden konnte.

Offenbar wußten die Amerikaner nichts von diesem Raum, oder sie hatten ihn nicht gefunden – auf jeden Fall war er unversehrt. Da es durch den heimtückischen Überfall zahlreiche Ausfälle gegeben hatte, war das Angebot an Schneemobilen ausreichend groß.

Lohberger musterte die Soldaten, die in den Raum mit den Ausmaßen einer Scheune strömten. Jeder hatte die vollständige Winterausrüstung angelegt, jeder entweder einen Karabiner K 3 oder eine Maschinenpistole SG 98 umgehängt. Einige Männer stützten verwundete Kameraden, ein Schwerverletzter wurde von zwei anderen getragen.

»Sind das alle?« brüllte Lohberger mit einem gewissen Entsetzen in der Stimme, denn vor ihm stand nur noch die Hälfte der ursprünglichen Besatzung von »Fräulein Susi«.

Unteroffizier Walther nickte müde. »Der Rest ist tot, Lohberger.«

»Verdammte Tat! Aber sei's drum! Hat jeder an seine Nachtsichtbrille und ausreichend Munition gedacht?«

Die Männer nickten nur müde.

»Gut! Dann macht euch auf den Weg nach Thule. Verteilt euch auf so viele Schneemobile wie möglich. Wer einen Schlitten zieht, nimmt definitiv keinen Beifahrer mit. Es sind genug Maschinen vorhanden. Drei bleiben für Hengstenberg, Kühne und mich. Viel Glück, Männer!«

Unteroffizier Walther öffnete das Tor, und die ersten Maschinen fuhren los. Sie waren weiß lackiert, Helme und Schneemäntel der Soldaten waren ebenfalls weiß – eine fast perfekte Tarnung im ewigen Eis der Antarktis. Aber leider nur fast, wie sich bald schon zeigen sollte.

*

»Und was machen wir, Stabsfeld?« wollte Hengstenberg wissen. »Du hast hoffentlich nicht vor, die Unschuld unseres Fräuleins Susi allein gegen die Amis zu verteidigen.«

»Den Bunker kannst du vergessen«, antwortete Lohberger. »Aber ich habe so ein Gefühl, als wollten die Amis hier bei uns an den Strand. Und das werden wir ihnen vermiesen! Los, werft die Motoren an!«

Die Küste bestand in diesem Teil der Antarktis nicht überall aus senkrechten Felsklippen. Keine 500 Meter von der Geschützstellung entfernt zog sich eine Rampe durch den Fels bis zum Meeresufer hinab, die ungefähr so breit war wie zehn Fußballfelder.

Vielleicht hatte sich hier einst ein kleinerer Gletscher seinen Weg zum Wasser gebahnt.

Auf jeden Fall war dieser Abschnitt des Ufers nahezu ideal für das Absetzen von Infanterie. Mit Panzern war hier nicht zu rechnen, da die vereiste Rampe zu glatt und zu steil für die schweren Geräte war.

Lohberger und seine beiden Soldaten fuhren im Schatten der Felsen parallel zur Küste, bis sie die Rampe erreichten. Das rettete ihnen vermutlich das Leben.

Denn vom Meer her rasten tieffliegende amerikanische Jagdbomber heran und eröffneten das Feuer auf die Soldaten, die das Bombardement ihres Bunkers überlebt hatten. Optisch waren sie im fahlen Schein der Polarlichter zwar nicht auszumachen, aber die Kampfmaschinen verfügten natürlich über Infrarotsichtgeräte – übrigens ebenfalls eine Technik, die die Amerikaner den Deutschen 1945 gestohlen hatten – und eröffneten mit ihren Bordkanonen das Feuer auf jeden Wärmepunkt, den sie entdeckten.

Die fliehenden Thule-Soldaten verteilten sich natürlich sofort im Gelände und nutzten Tempo und Manövrierfähigkeit ihrer Motorschlitten, aber gegen einen von oben angreifenden Feind nutzte das wenig.

Hilflos mußten Lohberger und seine Begleiter aus ihrer relativ sicheren Position in der Deckung der Küstenfelsen mit ansehen, wie die Amerikaner vor allem Jagd auf diejenigen Schneemobile machten, die einen angehängten Schlitten mit einem Verwundeten zogen und deshalb nicht so beweglich waren wie die Maschinen ohne Anhänger.

Mehr als 50 Prozent der Überlebenden wurden so ohne jede Möglichkeit der Gegenwehr niedergemäht, bevor die Tiefflieger endlich abdrehten. Lohberger hätte so etwas niemals für möglich gehalten. Ein anständiger Soldat schoß nicht auf einen besiegten, fliehenden Feind.

Die Berichte von der »Autobahn des Todes«, jener Straße von Kuwait nach Basra, auf der die Amerikaner im zweiten Golfkrieg 1991 die flüchtenden Iraker niedergemetzelt hatten, hatte er immer für übertriebene antiamerikanische Propaganda gehalten, ebenso die verheerenden Luftangriffe auf die Autobahn nach Bagdad im dritten Golfkrieg 2003, auf der geschlagene irakische Truppen während ihrer Rückzugsbewegung von der überlegenen amerikanischen Luftwaffe einfach ausgelöscht worden waren.

Doch dieses Vorgehen gegen flüchtende Gegner schien ebenso System zu haben wie das Führen unerklärter Kriege. Lohberger nahm sich fest vor, alles in seiner Macht stehende zu tun, um den Amerikanern dieses Verhalten nicht durchgehen zu lassen.

Er fragte sich verzweifelt, wo die Luftwaffe Thules blieb! Der Himmel über diesem Teil der Antarktis gehörte den Amerikanern, und die besten Piloten der Welt in den besten Flugzeugen der Welt unternahmen einfach nichts dagegen!

Aber getreu seinem Lebensmotto dachte Lohberger nicht einmal im Traum daran, sich irgendwo zu verstecken oder auch nur zu versuchen, sich aus der Schußlinie zu bringen – im Gegenteil! Wie es sich für einen echten Soldaten gehörte, suchte er den Kampf.

An der Stelle, an der die verschneite Rampe durch die Klippen zum Meer hinabschnitt, ließen die drei Männer ihre Motorschlitten im Schutz der Felsen stehen. Sie huschten zu einer kleinen Bunkerstellung, die sich in Schnee und Eis in der Mitte der oberen Kante der natürlichen Rampe befand. Entweder war dieser Bunker den Amis nicht bekannt, oder sie hielten ihn für unwichtig.

Letzteres wäre eine schlimme Fehleinschätzung, denn in dem Bunker stand ein Schnellfeuergeschütz vom Typ Gustloff

HF 21. Es war zwar schon eine etwas ältere Ausführung, aber sie war bestens gewartet und hatte einen ausreichend großen Munitionsvorrat.

Der hintere Eingang zum Bunker war mit einer einfachen Stahlblechtür verschlossen. Hätte jemand die Anlage unbefugt betreten, hätten in der benachbarten Anlage »Fräulein Susi« die Alarmsirenen losgeheult.

Lohberger schickte Hengstenberg nach unten, um den benzinbetriebenen Notstromgenerator zu starten, denn eine Gustloff-Rotationskanone war ohne Stromversorgung nutzlos: Um die Läufe in rasche Drehung zu versetzen, für den zwangsbetätigten Verschluß und sogar für die Munitionszuführung war Elektrizität unerläßlich. Normalerweise wäre diese Stellung vom benachbarten Großgeschützbunker aus mit Energie versorgt worden, aber für Notfälle wie den nun eingetretenen gab es den netzunabhängigen Generator.

Der Stabsfeldwebel hörte, wie das Gerät im Untergeschoß, wo auch die große Munitionskette gelagert war, spuckende Töne von sich gab und dann gleichmäßig anlief. Im nächsten Augenblick sprang die rote Notbeleuchtung des Bunkers an, und das Kontrollicht an der Kanone zeigt Grün.

»Beleuchtung aus!« befahl Lohberger, und er hörte Hengstenberg fluchen. Der Obergefreite hatte seine Taschenlampe ausgeschaltet, als das Rotlicht anging, und war in der erneuten Dunkelheit irgendwo angestoßen.

Lohberger reichte ihm seine Maschinenpistole, als er wieder im oberen Stockwerk auftauchte: »Hier, halte die mal für mich. Ihr zwei habt die ehrenvolle Aufgabe, mir den Rücken freizuhalten. Die Geschützbedienung übernehme ich selbst.«

Er spähte an den Läufen der auf einer vollautomatischen Drehlafette montierten Waffe vorbei durch die Schießscharte, die groß genug war, um den gesamten Bereich der Rampe bis hinab zur Wasserlinie zu bestreichen. Um besser sehen zu können, setzte er das Nachtsichtgerät auf, und aus der von bunten Himmelslichtern mäßig beleuchteten Polarnacht wurde heller Tag für ihn. Er erstarrte, denn er sah eine unübersehbare Zahl von Schiffen auf dem spiegelglatten Meer, viele davon im direk-

ten Anmarsch auf die Küste. Wäre es gelungen, die Seeminen zu aktivieren, hätte es da draußen ein Massaker gegeben. Aber wer immer auch die Verräter waren, die das Reich Thule in diese kritische Lage gebracht hatten – sie hatten an fast alles gedacht.

An *fast* alles. Aber nicht an Lohberger.

Der sah noch einmal genau hin und entdeckte draußen auf der Kimm* die Silhouette eines amerikanischen Flugzeugträgers der »Nimitz«-Klasse. Das Schiff fuhr in etwa zehn bis zwölf Kilometern Entfernung parallel zur Küste.

Er wußte, daß er mit seiner kleinen Kanone den Giganten da draußen nicht einmal erreichen konnte, und er wußte auch, daß das Zweizentimetergeschütz auch nichts gegen die kleineren Schiffe ausrichten konnte, von denen eine ganze Reihe jetzt erkennbar auf den Küstenabschnitt zusteuerte, an dem sich als einzige noch funktionsfähige Verteidigungsstellung dieser kleine Bunker befand.

Aber Lohberger wußte auch, daß er gegen die Soldaten, die von diesen Schiffen zweifellos herangebracht wurden, sehr wohl etwas unternehmen konnte…

*

Die Reichsflugscheibe I 24 flog auf Magnus Wittmanns dringenden Wunsch mit Höchstgeschwindigkeit und auf kürzestem Wege an den Südpol zurück. Von Maine aus wurde tatsächlich eine Flugabwehrrakete auf sie abgefeuert, doch die Haunebu VII war zu schnell. Die Rakete blieb hinter ihr zurück und fiel schließlich ausgebrannt in den Nordatlantik. Weitere Angriffe unterblieben.

Als man nach knapp zwei Stunden Flugzeit das südliche Eismeer erreichte, schlug die Funkmeßortung Alarm. »Vor der Küste bei Neu-Schwabenland kreuzt eine gigantische Invasionsflotte!« meldete der Feldwebel, der die Geräte bediente, und

---

* die auf dem offenen Meer sichtbare Wasserlinie; der Horizont

Schrecken schwang in seiner Stimme mit. »Ich erkenne Kampfhandlungen an der Küste! Der Eiswall liegt unter schwerem Beschuß!«

»Verdammt, wir kommen zu spät!« knurrte Oberst von Klenk. »Was machen unsere Schiffe und die Luftwaffe?«

»Von denen ist nichts zu sehen, Oberst!«

»Teufel aber auch! Haben wir eine Funkverbindung?«

»Nach wie vor nicht!«

»Na, wie passend! Wir müssen uns aus allen Kampfhandlungen heraushalten, um das OKT zu alarmieren. Daher bleiben wir auf Reiseflughöhe und steigen erst über der Bärenhöhle senkrecht ab!«

*

Die Funkstörungen waren mittlerweile so stark geworden, daß die Einsatzleitzentrale des Fliegerhorstes Bärenhöhle erst reagierte, als sich die Flugscheibe dem mächtigen Panzertor, das die Landebahn im Berg verschloß, bis auf fünf Kilometer genähert hatte.

Es wurde sofort geöffnet, und die I 24 schwebte in die 400 Meter breite, 100 Meter hohe und rund vier Kilometer tief in den Berg hineinreichende Landebahn. Zwar brauchte eine Flugscheibe keinen Rollweg, aber der tief im Bergesinneren befindliche Fliegerhorst war nur auf diesem Weg erreichbar.

Der Flugleiter dirigierte die Maschine auf einen Abstellplatz unmittelbar vor den Gebäuden der Anlage, wo schon drei Männer in schwarzen Uniformen mit den Brustplatten der Feldjäger warteten. Zur gleichen Zeit versuchte der Funker in der Kommandokuppel, das OKT in Neu-Berlin zu erreichen. Magnus hatte darum gebeten, angesichts der Lage sowenig Zeit wie möglich zu verschwenden; von Klenk hatte ihm zugestimmt und den entsprechenden Befehl erteilt.

Doch der Funker hatte keinen Erfolg. »Ich komme nicht durch!« meldete er mit verblüfftem Gesicht.

»Hier in der Höhle sind wir abgeschirmt von den Auswirkungen der Polarlichter«, sagte Magnus grimmig. »Wenn unser

Funker immer noch nicht durchkommt, hat das eine andere Ursache. Da stimmt etwas nicht. Ich fürchte, die Verschwörung ist weiter gediehen, als wir uns wünschen können.«

»Was schlagen sie vor?« fragte von Klenk.

»Vorerst steige nur ich allein aus«, schlug Magnus vor. »Sie halten die Flugscheibe in Alarmbereitschaft und schlagen sofort los, wenn etwas Ungewöhnliches passiert. Außerdem möchte ich Sie bitten, mir Ihre Dienstpistole zu leihen.«

Ohne Fragen zu stellen, zog der Oberst seine DWM 10/06 aus dem Holster und reichte sie Magnus, der sie entsicherte, durchlud und hinter seinem Rücken in den Hosenbund steckte. Er war immer noch in Zivil, so wie er die Flugscheibe vor mehr als sechs Stunden betreten hatte. Seine eigenen Pistolen waren im Waffenschrank seines Hauses weggeschlossen.

*

Magnus verließ die Flugscheibe über die Rampe. Das Einstiegsschott wurde hinter ihm automatisch wieder verriegelt und die Rampe eingezogen.

Die Feldjäger, ein Major und zwei Gefreite, wirkten überrascht.

»Sie sind Magnus Wittmann?« fragte der Major.

»So ist es«, antwortete Magnus und grüßte betont lässig. Schließlich trug er Zivil.

»Sie sind verhaftet«, erklärte der Major. »Legt ihm Handschellen an.«

Die beiden Gefreiten traten vor, um den Befehl auszuführen – und lagen im nächsten Augenblick am Boden, stöhnend und sich vor Schmerzen windend. Der eine hielt sich den nach einem raschen Griff Wittmanns seltsam verdrehten Arm, der andere faßte mit beiden Händen nach seinem von einem Tritt zerschmetterten Unterkiefer, ließ ihn aber gleich wieder los.

Der Major wurde kreidebleich und wollte nach seiner Dienstpistole greifen, aber der nächste Tritt Wittmanns schleuderte die Waffe in hohem Bogen davon. Betont langsam holte er die eigene Waffe aus dem Hosenbund und richtete sie auf die Brust

des Majors. »Ich bin im Sonderauftrag des Thulemarschalls unterwegs. Wenn Sie mir nicht sofort ein Beglaubigungsschreiben des Bärwolfs vorlegen, sind Sie es, der hier verhaftet wird, Major!«

»Bittrich ist abgesetzt!« giftete der Feldjäger. »Generalfeldmarschall Wernher von Paulus hat die Führung des OKT übernommen. Also ergeben Sie sich!«

»Das fällt mir im Traum nicht ein, Major! Sie sind offenbar an einer riesigen Schweinerei beteiligt, aber da mache ich nicht mit!«

»Ob Sie mitmachen oder nicht, ist völlig unerheblich, Wittmann! Die anständigen Offiziere Thules sind nicht länger bereit, die rassistische und menschenverachtende Politik des Reiches mitzutragen. Wir haben daher beschlossen…!«

Das waren die letzten Worte des verräterischen Majors. Denn Magnus hatte aus den Augenwinkeln gesehen, wie zahlreiche weitere Feldjäger, zehn oder mehr, aus dem Gebäude der Flugfeldkontrolle auf den freien Platz stürmten. Alle waren bewaffnet, drei sogar mit Maschinenpistolen.

Sie eröffneten augenblicklich das Feuer auf Magnus. Der packte den Major und zog ihn an sich heran. Der Körper vor seiner Brust zuckte und zitterte, wurde immer wieder von Treffern erschüttert. Es erwies sich als Glücksfall für Magnus, daß ihn die Feldjäger hatten töten wollen, denn ihre Waffen waren mit Hohlspitzmunition geladen. Die zerfetzte zwar den Körper des unglücklichen Majors, durchschlug ihn aber glücklicherweise nicht.

Während sich hinter ihm die Flugscheibe vom Boden hob, gab Magnus die Zurückhaltung auf und feuerte seinerseits auf die Angreifer. Er hielt den toten Major nur noch mit der Linken fest.

Zwei Schüsse fielen, und die beiden vordersten der heranstürmenden Feldjäger stürzten mit kleinen, sich rot verfärbenden Einschußlöchern über der Nasenwurzel zu Boden, als hätte man ihnen den Stecker herausgezogen.

Im gleichen Augenblick hatte sich die Flugscheibe hinter Magnus hochkant gestellt, so daß der Platz vor ihm im Bereich der

Drillingswaffe in ihrer Geschützkuppel war. Während die beiden Büli-Kanonen* ausgeschaltet blieben, röhrte die HF 21 Mm los.

Nicht einmal eine Sekunde später rührten sich auf dem Flugfeld nur noch Magnus und die beiden von ihm verletzten Feldjäger.

Alle anderen Verräter waren tot.

Während die Flugscheibe noch landete, stürmte der Hauptmann schon ins Gebäude der Flugkontrolle und hastete zum nächsten an der Wand befestigten Fernsprecher. Mit fliegenden Fingern tippte er die direkte Durchwahl in Bittrichs Büro ein. Er hoffte inständig, daß wenigstens die Festnetztelefone noch funktionierten…

Jemand hob ab. »Ja…?« Die Stimme des Thulemarschalls, eindeutig.

»Wittmann hier! Was ist da los bei ihnen?« Im Hintergrund waren deutlich Schüsse zu hören.

»Später, Hauptmann! Hier wird gekämpft! Rufen Sie mich…!«

»Nein, Marschall!« Vermutlich hatte Bittrich in seinem ganzen Leben noch keinen derart entschiedenen Widerspruch gehört. »Die Amerikaner kommen, und irgendwer hat halb Thule lahmgelegt!«

Schüsse oder nicht, jetzt war der Marschall ganz Ohr…

*

An der Kronprinzessin-Martha-Küste war die Invasion in vollem Gange. Offenbar hatten die Amerikaner sämtliche Geschützstellungen des Eiswalls ausgeschaltet, denn ihre Schiffe feuerten nicht mehr. Auch ihre Flugzeuge hatten die Bombenangriffe eingestellt, zumindest die an der Küste. Aber immer noch starteten Maschinen von den Flugzeugträgern und flogen Ziele irgendwo im Landesinneren an.

---

* Büli: Bündellicht

Manchmal zogen die Maschinen genau über die befestigte Stellung hinweg, in der sich Lohberger und seine beiden Kameraden befanden, aber sie nahmen keine Notiz von dem kleinen Bunker im Schnee und flogen auf geradem Weg ihrem fernen, unbekannten Ziel entgegen.

Wie der Stabsfeldwebel vermutet hatte, nahmen zahlreiche kleine Landungsboote Kurs auf ihren schmalen Küstenabschnitt. Es sah ganz danach aus, als wollten die Amerikaner hier eine größere Anzahl Infanteristen absetzen.

Die verschneite Rampe war steil und auch für Fußgänger nicht einfach zu erklimmen. Erschwerend kam hinzu, daß man sie, einmal an Land, nicht mehr verlassen konnte, weil sie zu beiden Seiten von hohen, fast senkrechten und zudem völlig vereisten Felswänden begrenzt war.

Taktisch betrachtet war dieser Punkt alles andere als ideal für das Absetzen von Infanterie, aber die Amerikaner gingen wohl davon aus, daß die Küstenverteidigung vollständig ausgeschaltet und auch von Land her zumindest vorerst nicht mit einem Gegenangriff der Thule-Truppen zu rechnen war.

Lohberger spürte kalte Wut über das Ausmaß des Verrats, das die Amerikaner dazu veranlaßte, selbstsicher wie in einem Manöver vorzugehen. 400 Meter vor und 50 Meter unter ihm liefen die ersten Landungsboote auf das Ufer und ließen die großen Ladeklappen herunter.

In aller Seelenruhe spazierten die für einen Einsatz im Winter bestens ausgerüsteten Amerikaner an Land. Sie sammelten sich wie in Friedenszeiten in Gruppen, absolut davon überzeugt, auf keinerlei Gegenwehr zu treffen. Einige von ihnen zündeten sich sogar Zigaretten an.

Das Sichtfeld seiner Brille zeigte Lohberger die Szenerie am vereisten Strand wie bei taghheller Beleuchtung. »Die armen Schweine…!« murmelte er leise.

»Hast du etwas gesagt, Stabsfeld?« flüsterte Kühne.

»Ja«, gab der Angesprochene ebenso leise zurück. »Stell die Kanone ein. Nur jeder 31. Lauf gibt einen Schuß ab. Dann haben wir zwar nur eine Feuergeschwindigkeit von etwas mehr als 1200 Schuß pro Minute, aber wir können beliebig lange Dauer-

feuer geben, ohne die Rohre zu überhitzen. Ohne Funkmeß-steuerung ist die höhere Feuerrate sowieso wertlos. Und kopple die automatische Geschützführung aus, Hengstenberg, ich schieße von Hand und auf Sicht!«

Während Kühne die entsprechenden Einstellungen an der rechnergesteuerten Munitionszuführung vornahm, betätigte der andere Soldat einige Knöpfe und zog schließlich an einem großen Hebel, mit dem er das Geschütz von der hydraulischen Steuerung abkoppelte.

Die eigentlich nur für den Notfall gedachten Führungshebel mit den eingebauten Feuerknöpfen wurden plötzlich leicht in Lohbergers Händen. Dank der genialen Konstruktion war die Gustloff HF 21 derart ausgewogen aufgehängt, daß sie in Notfällen wie diesem so einfach zu bedienen war wie ein Maschinengewehr – allerdings ohne dessen Rückstoß. Den fing die Lafette vollständig auf. Bei Übungen hatte Lohberger solche Geschütze schon manuell bedient. Selbst bei Dauerfeuer vibrierten sie nicht einmal.

Inzwischen entfernten sich auch die letzten Landungsboote wieder vom Strand. Der Stabsfeldwebel schätzte, daß die Amerikaner mehr als 4000 Mann hier abgesetzt hatten – eine komplette Infanteriebrigade.

Befehle hallten über die Rampe, und die feindlichen Soldaten setzten sich in aller Gemütsruhe in Bewegung.

Lohberger schickte seine beiden Männer zur Hintertür und schärfte ihnen ein, absolut still zu bleiben. Er war sich nicht sicher, ob sie für das, was jetzt kam, nervenstark genug waren.

Auch ihm selbst fiel das, was er zu tun hatte, alles andere als leicht. Doch er hatte sich diesen Kampf nicht ausgesucht. Die Amerikaner waren nicht nur gekommen, um seine geliebte Heimat zu erobern – nein, sie wollten auch die letzte Bastion auslöschen, von der aus freie Menschen den Kampf gegen die AIn und ihre Lakaien führen konnten.

Die vordersten der feindlichen Soldaten waren jetzt auf fünfzig Meter an die getarnte Bunkerstellung herangekommen. Auch sie trugen Nachtsichtgeräte, und die meisten schwatzten fröhlich mit ihren Nebenleuten.

Das Ganze wirkte eher wie ein bewaffneter Ausflug in Uniform denn wie ein kriegerischer Akt.

Aber um diesen »Ausflug« zu ermöglichen, hatten die Vorgesetzten der Männer da draußen Lohbergers arglose Kameraden in der Geschützstellung heimtückisch überfallen und die meisten von ihnen umgebracht. Auch den anderen Bunkerbesatzungen des Eiswalls war es vermutlich nicht besser ergangen.

Trotzdem taten ihm die Amerikaner da draußen leid. 30 Meter waren die ersten nun entfernt.

Noch einmal atmete Lohberger tief durch und murmelte: »Die armen Schweine!« Dann betätigte er den Feuerknopf.

Gegen die Zweizentimetergranaten der deutschen Rotationskanone half auch die beste Splitterschutzweste nichts. Da die Feinde in dichter Formation heranrückten, fanden die ersten Granaten oft drei oder mehr Opfer.

Die Treibladungen der Geschosse arbeiteten mit einem vom Schulz-Institut entwickelten speziellen Pulver, das schon im Lauf komplett verbrannte und deswegen so gut wie kein verräterisches Mündungsfeuer produzierte. Die Amerikaner hörten zwar das kontinuierliche, nicht endenwollende Brüllen des Geschützes, waren aber nicht in der Lage, seine Stellung auszumachen. Sie feuerten wild den flachen Hang hinauf und trafen dabei auch einige ihrer eigenen Männer, aber es war reiner Zufall, wenn eine ihrer Kugeln in den Beton des Bunkers schlug.

Lohberger war eiskalt bis ans Herz und führte seine Waffe mit der akribischen Genauigkeit eines Buchhalters in vorher überlegten Bahnen über den Hang, die sich langsam immer weiter weg vom Bunker bis hinab zur Wasserlinie zogen. Die Amerikaner preßten sich jetzt an den Boden, doch das Eis bot ihnen keine Deckung.

Einige Männer unten am Strand, die noch nicht unter Beschuß lagen, feuerten überhastet ihre tragbaren Werferraketen ab, doch keine von ihnen fand ins Ziel.

Der Stabsfeldwebel machte sich wesentlich mehr Sorgen über die Leuchtkugeln, die einige Amerikaner in den Himmel schossen. Er ging davon aus, daß die Funkstörungen die Angreifer ebenso betrafen wie die Thule-Truppen, aber die Leuchtkugeln

waren weithin sichtbare Notsignale, die sehr bald zu einer Reaktion der Kriegsschiffe führen würden. Doch auch die mußten ihr Ziel erst einmal finden, und so erledigte Lohberger die selbstgestellte Aufgabe genau so, wie er es sich vorgestellt hatte.

Nach nicht einmal vier Minuten stellte er das Feuer ein, denn auf der Eisfläche vor ihm regte sich nichts mehr, bis hinunter zum Strand. Er schaltete die Selbstvernichtungsanlage des Geschützes ein, denn es sollte den Feinden auf keinen Fall in die Hände fallen.

»Abhauen!« brüllte er seinen beiden Soldaten zu und hängte sich das SG 98 wieder um. Alle drei stürzten aus dem Bunker, starteten ihre Motorschlitten und rasten mit Höchstgeschwindigkeit landeinwärts. Sie waren noch keine hundert Meter vom Bunker entfernt, als der mit einem dumpfen Knall in die Luft flog.

Jetzt endlich hatten die Amerikaner ein Ziel und schossen mit allem, was sie an Bord ihrer Schiffe hatten. Den drei Thule-Soldaten konnte das nur recht sein, denn der Feuerzauber hinter ihnen verbarg ihre Flucht.

Kühne hielt immer wieder nach Jabos Ausschau, doch die waren offenbar anderweitig beschäftigt.

Lohberger war noch schweigsamer als sonst. Er wußte, daß er gerade eben nur seine soldatische Pflicht erfüllt hatte. Doch er wußte auch, daß er den Anblick der mehr als 4000 getöteten Männer bis an sein Lebensende nicht würde vergessen können.

Er hoffte inständig, daß er stark genug sein würde für diese Bürde.

*

Nach gut einer Stunde befanden sich die drei Männer rund 60 Kilometer tief landeinwärts. Der verschneite Untergrund war beinahe topfeben und ermöglichte ein rasches Vorwärtskommen.

Plötzlich gab Lohberger das Zeichen zum Anhalten. »Macht mal die Motoren aus«, sagte er, als die beiden Kameraden neben ihm hielten.

Nun hätte es eigentlich still werden müssen in der Eiswüste, doch aus der Entfernung war deutlicher Kampflärm zu vernehmen. Er deutete auf einen Höhenzug fast in Fahrtrichtung, eigentlich kaum mehr als eine sanfte Welle im Boden, 20 Meter hoch – wenn überhaupt. Der Lärm kam von dort.

Lohberger warf den Motor wieder an und fuhr dem Hügelkamm entgegen, die beiden anderen dicht hinter ihm.

Als er den höchsten Punkt erreicht hatte und in die jenseitige Ebene blicken konnte, die sich von hier bis zur Regula-Kette erstreckte, sah er die Quelle des Lärms. Eine thuledeutsche Panzerdivision – er vermutete zu Recht, daß es sich um die vierte mit dem Namen »Heimatland« handelte – war auf dem Marsch zur Küste.

Doch die sollte sie nie erreichen.

Denn die Division mußte ohne jeden Jagdschutz vorrücken, während es am Himmel geradezu wimmelte von amerikanischen Kampfflugzeugen und -hubschraubern. Zwar führte auch diese Division neben ihren Tiger- und Panther-Kampfpanzern die mit Flugabwehrkanonen bestückten Südwind- sowie die mit Enzian-Raketen ausgestatteten Rheinbote-Panzer mit, aber bei totaler Luftüberlegenheit des Feindes konnten selbst diese hocheffektiven Waffensysteme nur wenig ausrichten.

Die Gustloff-Kanonen der Südwinds waren nur für die absolute Nahbereichsabwehr gedacht, und auch die Raketen Enzian E-9 der Rheinboten dienten nur zur Gefechtsfeldverteidigung und hatten kaum mehr als 30 Kilometer Reichweite.

Die amerikanischen Jabos griffen die raketenbestückten Panzer mit ihren Maverick-Raketen an, die zwar auch keine größere Reichweite als die Enzian E-9 hatten, waren aber dank ihrer hohen Geschwindigkeit meist schon wieder aus dem Gefahrenbereich heraus, wenn das Feuer erwidert wurde. Trotzdem erzielten die Enzians einige Abschüsse – aber nicht genug.

Denn die Apache-Hubschrauber der Amerikaner griffen dicht über dem Boden an, nutzten jede Deckung, die die sanften Eishügel ihnen boten, feuerten ihre Raketen AGM 114 L ab und sanken sofort wieder in Deckung zurück.

Diese Raketen hatten zwar auch nur eine Reichweite von acht

Kilometern, wurden aber dank Tandemhohlladung auch den schwergepanzerten deutschen Kampfwagen gefährlich – vor allem dann, wenn sie sie in den schwächer gepanzerten Seiten trafen.

Das wußten die amerikanischen Piloten und gingen entsprechend vor.

Sie hielten furchtbare Ernte: Obwohl die Deutschen etwa 30 Jabos und Hubschrauber abschießen konnten, wurde ihre Luftabwehr vollständig ausgeschaltet. Sodann machten Düsenjäger und Drehflügler Jagd auf die Kampfpanzer der Division, die jetzt in alle Richtungen flohen, um kein konzentriertes Ziel zu bieten. Doch das nutzte nichts, bald betrugen ihre Verluste 70 Prozent!

Und die gnadenlose Jagd ging weiter…

Lohberger preßte die Zähne aufeinander, daß es knirschte. Hilflos mußte er mit ansehen, wie seine Kameraden abgeschlachtet wurden, und er konnte noch froh sein, daß die Amerikaner ihn und seine beiden Begleiter nicht entdeckten oder nicht beachteten.

Hätte die vierte Panzerdivision tatsächlich 20 Kilometer von der Küste entfernt in Bereitschaft gelegen, so hätte sie die Amerikaner auch ohne Luftunterstützung in heftige Nahkämpfe verwickeln können, denn wenn Freund und Feind in unmittelbarem Kontakt miteinander standen, war es für eine Luftwaffe mehr als nur schwierig, den Feind anzugreifen, ohne die eigenen Truppen zu gefährden.

Aber wer auch immer den Befehl erteilt hatte, die Division »Heimatland« ohne Deckung aus der Luft 100 Kilometer oder mehr über das offene Eis fahren zu lassen, war nichts anderes als ein verdammter Mörder, der dem Feind die Männer in den Panzern auf einem silbernen Tablett zum Abschlachten feilbot! Wenn Lohberger eines haßte, dann waren das Kameradenschweine. Und ein Kameradenschwein war im Vergleich zu dem Offizier, der die Verantwortung für dieses Massaker trug, ein Heiliger neben einer Hure.

Er atmete tief durch und befahl den beiden Männern: »Wir fahren weiter!«

»Verdammt, Lohberger«, wagte Kühne Widerspruch, »sollen wir denn die Kameraden einfach so im Stich lassen? Wir müssen doch irgend etwas tun!«

»Das werden wir auch, aber nicht hier. Wir können keine Jabos mit Maschinenpistolen abschießen, und niemandem ist gedient, wenn wir uns sinnlos abknallen lassen!« Lohberger atmete einmal tief durch. »Wir fahren zum nächsten geheimen Eingang nach Thule und knöpfen uns das Schwein vor, das für diese Katastrophe verantwortlich ist. Irgendwer hat die Vierte mit voller Absicht in den Untergang geschickt, und ich habe auch schon so eine Ahnung, wer das ist.

Den Kerl greifen wir uns! Und wenn es das letzte ist, was ich in meinem Leben tue, aber für diesen Mist wird jemand zahlen!«

Schweigend warfen die drei Soldaten ihre Motoren wieder an und fuhren hinaus in das unendliche, ewige Eis.

Und hätte man Lohberger nicht besser gekannt, man hätte meinen können, daß in seinem rechten Augenwinkel eine kleine Träne schimmerte.

14. Endphase

Im Bismarck-Block in Neu-Berlin herrschte das blanke Entsetzen. Überall waren die Spuren von Schießereien zu sehen, Sanitäter kümmerten sich um Verletzte, Feldjäger führten gefesselte Uniformierte ab – auffallend viele davon ebenfalls Feldjäger – und Magnus sah mehrere Tote, alle in Uniform.

Sein Kommen war angekündigt, man kannte sein Gesicht, und so ließ man ihn ohne Fragen oder gar Kontrollen zum Büro des Thulemarschalls im obersten Stock durch.

Der Vorraum war verwaist, Denkena nirgends zu sehen.

Einige Generale und Obristen waren in Bittrichs Büro, alle in heller Aufregung.

Der Marschall selbst war blaß wie die Wand, stand offenbar unter Schock, war aber unverletzt.

Obwohl immer noch in Zivil, machte Magnus vorschriftsmäßig Meldung.

Bittrich kam sofort auf ihn zu und redete ganz entgegen seiner Art wie ein Wasserfall – eine Folge des Schocks. »Es ist nicht zu fassen: Das dritte Feldjägerregiment hat versucht, mich umzubringen. Die sind einfach ins OKT gestürzt und haben auf jeden geschossen, der sich ihnen in den Weg stellte. Auch auf den armen Denkena, der in letzter Sekunde die Stahltür zu meinem Büro verschließen konnte. Sie haben ihm einen Bauchschuß verpaßt, die Verbrecher!«

»Wie geht es ihm?«

»Er ist zäh, er wird es überleben.«

»Marschall, Sie stehen unter Schock. Doktor Wittmann verordnet Ihnen jetzt ein Glas des stärksten Whiskys, den Sie in der Bar haben, und zwar auf Ex!«

»Sie haben recht!« Bittrich tat, wie ihm geheißen, füllte ein

Glas zu gut einem Drittel und leerte es mit einem Zug. Er schüttelte sich, aber die Farbe kehrte in sein Gesicht zurück. »Brr, was für ein Sauzeug! Ich glaube, ich kann die nächsten Monate keinen Whisky mehr anfassen! Aber jetzt geht es mir besser. Danke, Wittmann, daß Sie mich auf meinen Zustand aufmerksam gemacht haben! Es war wie ein Schlag ins Gesicht für mich, daß sich meine eigenen Männer gegen mich stellten, obwohl ich doch immer nur das Allerbeste für Thule gewollt habe!«

»Wie wurde der Aufstand niedergeschlagen?«

»Im Prinzip durch die Panzertür zu meinem Büro. Die Schießerei hat natürlich Aufmerksamkeit erregt, und zum Glück stehen die meisten unserer Soldaten noch immer hinter mir.

Die kleine Bande der Angreifer war rasch erledigt. Aber wenn die mich erwischt und dann Zugriff auf meine Kommandoleitungen gehabt hätten, sähe die Sache jetzt wohl anders aus.«

Schon am Telefon hatte Magnus den Thulemarschall über die Invasion der Amerikaner unterrichtet, aber viel dagegen unternommen worden war bisher wohl nicht. Bittrich hatte unter Schock gestanden, aber was entschuldigte die anderen Lamettaträger?

Offenbar nahmen sie die Situation nicht so ernst, wie es erforderlich gewesen wäre.

»Sind die Kommandoleitungen verfügbar?« fragte Magnus.

Bittrich nickte nur stumm.

»Sie erlauben?« Der Hauptmann trat wie selbstverständlich an den großen Schreibtisch. Einige der Generale verfolgten mit einer gewissen Verwunderung, wie er mit der größten Selbstverständlichkeit die Direktverbindung in die FuMO-Zentrale wählte. Von dort aus wurde der Luftraum über Thule, der Antarktis und im Prinzip über der gesamten Welt überwacht. Magnus stellte die Mithöreinrichtung auf »Laut«, so daß jeder im Raum mitbekam, was jetzt gesprochen wurde. »Hier Hauptmann Wittmann im Büro von Thulemarschall Bittrich. Ich will den Diensthabenden sprechen!«

»Am Apparat!« Das war ungewöhnlich, da am Telefon in der Regel ein gewöhnlicher Soldat oder Offiziersanwärter saß. Un-

gewöhnlich war ebenfalls, daß der Mann weder seinen Namen noch Dienstrang nannte.

»Würden Sie sich gefälligst ordnungsgemäß melden, Kamerad? Der Bärwolf persönlich will mit Ihnen reden!«

»Bittrich lebt? Verdammt!« Im nächsten Augenblick war die Leitung tot.

Jetzt war der Marschall wieder ganz der alte. Er schickte eine Kompanie loyaler Feldjäger zur FuMO-Zentrale, die getarnt und verbunkert in der Geßner-Spitze untergebracht war und von dort aus eigentlich die amerikanische Invasionsflotte schon lange vor ihrer Ankunft an der Küste hätte entdecken müssen.

Kaum war der Befehl draußen, rief die FuMO-Zentrale zurück.

Ein Oberleutnant Fuchs meldete sich und berichtete, daß der diensthabende Offizier, ein Major Katschmarek, nach dem Anruf aus dem OKT aufgestanden sei, in die Telefonanlage geschossen und den Raum wortlos verlassen habe. Man fahndete nach ihm, hatte ihn aber noch nicht gefunden. Allerdings fehlten ein Schneemobil und eine Polarausrüstung in einem der tiefergelegenen Ausstiegsräume.

Einige der Generäle im Raum zogen die Augenbrauen hoch, sagten aber nichts, als sich Wittmann über den Lautsprecher in das Gespräch einschaltete. »Wie viele amerikanische Einheiten haben Sie genau auf dem Schirm?«

Fuchs' Stimme klang verwirrt: »Amerikaner? Wo denn? Ich meine… unsere Geräte zeigen überhaupt nichts an. Da draußen ist es so ruhig wie auf dem Hildesheimer Hauptfriedhof!«

»Irrtum, Oberleutnant! Da draußen rollt eine großangelegte Invasion auf Thule zu! Überprüfen Sie sofort Ihre Anlage!«

»Zu Befehl!«

Die Verbindung wurde unterbrochen, und Magnus nutzte die Gelegenheit, um den versammelten Generalstab über das Ergebnis seines Flugs nach Thule Nord zu informieren.

»Die gute Nachricht ist, daß wir dort nicht mit Verrätern rechnen müssen«, versicherte er. »Die Majore Schmidt und Schmitt haben zumindest der Führungsriege gründlich auf den Zahn gefühlt und nicht den geringsten Hinweis auf so etwas gefunden.

Und ich habe den Eindruck, daß die beiden ihr Handwerk verstehen.«

Bittrich nickte zustimmend.

»Unser Problem ist, daß wir uns zu sicher gefühlt haben«, fuhr Magnus fort. »Die Amerikaner haben Unterstützung durch die AIn und damit Zugriff auf außerirdische Technologie. Wir fühlten uns sicher in unserem polaren Winter, doch mit ihrer HAARP-Anlage haben sie es geschafft, die Temperaturen in einem Korridor von der Küste bis hierher so anzuheben, daß sie mit ihren Streitkräften operieren können.

Im Meteorologischen Truppeninstitut muß natürlich aufgefallen sein, daß es nur in unserem Teil der Antarktis so ungewöhnlich warm wurde und nicht auf dem gesamten Kontinent, aber niemand hat etwas gemeldet, und als der arme Busch den Dingen auf den Grund gehen wollte, wurde er umgebracht. Ich bin davon überzeugt, daß zumindest dieser windige Professor Windisch ein Mitwisser der Verschwörung ist, vermutlich aber noch einige andere hohe Herren in der Institutsleitung. Ich gehe allerdings davon aus, daß Windisch und seine Helfershelfer nach dem gescheiterten Anschlag auf Sie, Marschall, untergetaucht sind. Wir sollten also jeden Angehörigen des Met, der nicht auffindbar ist, sofort zur Fahndung ausschreiben!«

Bittrich gab die entsprechenden Befehle.

Im nächsten Augenblick meldete sich Oberleutnant Fuchs aus der FuMO-Zentrale. »Großalarm, Marschall! Unsere Rechner waren sabotiert! Wir haben sie mit dem geheimen Notprogramm wieder ans Laufen gebracht – da rollt eine gewaltige Panzerarmee auf uns zu! Wir haben es mit einer Invasion von nie dagewesenem Ausmaß zu tun! Die Amerikaner müssen alles zusammengezogen haben, was noch auf Befehle aus dem Pentagon hört. Vor unserer Küste liegt die größte Flotte, die die Welt je gesehen hat! Und wenn die riesige Armee, die sich uns nähert, ins Reich Thule selbst vordringt, dann… dann sind wir verloren!« In Fuchs' Stimme schwang Panik mit, doch »Bärwolf« Bittrich war wieder ganz der Alte.

»Alarmstart für die Luftwaffe!« ordnete er an. »Bringen Sie alles in die Luft, was fliegen kann!«

Doch die nächste Hiobsbotschaft ließ nur Sekunden auf sich warten. »Die Panzertore der Startbahn sind verriegelt und lassen sich nicht öffnen«, meldete der Kommandant des Fliegerhorsts Bärenhöhle, der während der Ereignisse der letzten Stunden dienstfrei gehabt hatte, jetzt aber natürlich an seinen Arbeitsplatz geeilt war. »Die Hydraulikanlagen wurden unmittelbar nach der Landung der Flugscheibe massiv sabotiert! Wir arbeiten an der Behebung des Problems, aber es wird selbst im besten Fall mehrere Stunden in Anspruch nehmen!«

Niemand brauchte zu erwähnen, daß sich die gigantischen Panzertore nicht von Hand bewegen ließen. Fast gleichzeitig kamen gleichlautende Meldungen auch von den anderen Fliegerhorsten herein. Die beste und modernste Luftwaffe der Welt war wertlos geworden!

»Während die Männer die Tore reparieren, soll jeder, der nicht gebraucht wird, unsere Flugzeuge überprüfen!« forderte Magnus. »Es würde mich nicht wundern, wenn die Verschwörer auch die Maschinen sabotiert hätten!«

Bittrich nickte nur und gab die entsprechenden Befehle aus.

»Wo steckt eigentlich unsere Flotte und vor allem die ›Hindenburg‹?« fragte Generalfeldmarschall Edwin Reuter, der wegen seines fortgeschrittenen Alters nur noch im Stab zum Einsatz kam, aber nach wie vor ein höchst heller Kopf war.

Die entsprechenden Anfragen gingen hinaus – und die wenig später vom Flottenkommando eintrudelnden Antworten waren erschreckend: Die Seestreitkräfte Thules waren nach Befehlen, die allesamt Bittrichs Unterschrift trugen – die der Marschall aber selbstverständlich nie erteilt oder auch nur gesehen hatte –, über die nördlichen Weltmeere verteilt! Das Reich war schutzlos, und die Invasion seiner Feinde rollte gnadenlos heran!

Bittrich erteilte einen verzweifelten Befehl: Alle kampffähigen Einheiten, die verfügbar waren, hatten die Höhlenwelt zu verlassen und sich 100 Kilometer vor den seewärts gelegenen Eingängen zum Reich einzugraben. Sie mußten den Feind auch ohne Luftunterstützung aufhalten, um jeden Preis. Den AIn und ihren Lakaien mußte Einhalt geboten werden! Wenn Thule fiel, dann fiel auch die Erde!

Zum Glück waren die Panzertore, durch die die Truppen nun ausrückten, wesentlich kleiner als die vor den Startbahnen der Luftwaffe, so daß sie trotz der auch hier vereinzelt anzutreffenden Sabotageaktionen der immer noch weitgehend unbekannten Verschwörer im Notfall auch mittels Handbetrieb zu öffnen waren.

Die Kommandeure der vorrückenden Einheiten meldeten Verluste durch vereinzelte Luftangriffe der Amerikaner, aber so weit von der Küste entfernt war ihre Präsenz nicht mehr so massiv. Die Auffangstellung wurde erreicht und ausgebaut. Die Thule-Truppen hatten sich in Eis und Fels eingegraben und erwarteten den Ansturm des Feindes.

*

Auf Bittrichs persönlichen Befehl hatten die Geheimen Feldjäger eine rasche Untersuchung durchgeführt. Außer Wernher von Paulus waren auch die Generalfeldmarschälle Speidel und von Hochbaum untergetaucht, mit ihnen zahlreiche Stabsoffiziere. Daß Professor Windisch und zwei seiner engsten Mitarbeiter ebenfalls verschwunden waren, wunderte niemanden mehr.

Eine rasche Durchsicht der Unterlagen brachte ans Tageslicht, daß der für die Heimatverteidigung zuständige Speidel die ihm unterstellte vierte Panzerdivision befehlswidrig in Thule festgehalten und gleichzeitig in hochverräterischer Absicht dafür gesorgt hatte, daß die angebliche »Wartung« der Zielerfassungsgeräte des Eiswalls dieses mächtige Bollwerk völlig wertlos gemacht hatte.

Den Marschbefehl für seine Panzerdivision hatte er erst erteilt, als es schon viel zu spät gewesen war, und sie somit zum Untergang verurteilt. Denn natürlich war die zugesagte Luftunterstützung nie eingetroffen und konnte auch über Funk nicht angefordert werden.

»Die Verräter wollen abhauen! Zu den Amis!« Für Magnus stand das felsenfest. Er deutete auf Bittrichs Kommandotelefon. »Marschall, darf ich…?«

»Nur zu! Sie haben jede Vollmacht, die Sie brauchen, um die Verbrecher zu stellen!«

Ein paar rasche Anrufe ergaben, daß die Verschwörer neun Hubschrauber in Bereitschaft gehalten hatten, die jetzt nach Norden unterwegs waren – genau dem Ausgang aus der Höhlenwelt entgegen, der den heranrückenden Invasionstruppen am nächsten lag!

Nun mußte Magnus nur noch einen einzigen Anruf führen... »Frau Unger? Hier Wittmann! Ich handele auf ausdrücklichen Befehl und mit allen Vollmachten des Thulemarschalls. Wir brauchen eine FA 483 hier am Bismarck-Block – aufgetankt und für den Luftkampf gerüstet... nein, Sie haben richtig verstanden! Luftkampf, ja! Und ich bestehe darauf, daß Sie die Maschine fliegen!«

Exakt sechs Minuten später landete ein Düsenhubschrauber auf der von Soldaten abgesperrten Pleiss-Allee. Diese Maschine trug zahlreiche Luft-Luft-Raketen vom Typ Max X an zwei seitlichen Auslegern.

Eine kleine Einbuchtung unter der Pilotenkanzel verriet dem Kenner außerdem, daß diese Focke Achgelis mit einer Bordkanone bestückt war.

Magnus Wittmann hastete aus dem Gebäude auf die Maschine zu, immer noch in Zivil. Er sprang an Bord, schnallte sich wie selbstverständlich auf dem freien Sitz neben der wilden Hilde an und brüllte ihr über das Tosen der anlaufenden Rotoren zu: »Zum Panzertor Nord 10/3. Und wenn wir unterwegs auf fliehende Hubschrauber stoßen, haben Sie Feuererlaubnis!«

Endlich hatte er die Kopfhörer aufgesetzt und konnte sich in normaler Lautstärke mit der Pilotin unterhalten. »Wenn Sie irgendwelche Zweifel haben, können Sie jederzeit den Thulemarschall anrufen«, schlug er vor.

Doch die wilde Hilde grinste nur. »Weshalb sollte ich an Ihren Worten zweifeln, Hauptmann? Ich habe schon auf dem Herflug mit dem Marschall gesprochen. Sie waren wohl gerade aus seinem Büro gestürmt.«

Magnus verzog das Gesicht zu einem anerkennenden Grinsen. Die Frau war nicht nur eine einzigartige Pilotin und sah ver-

dammt gut aus, sie hatte auch einen außergewöhnlich klugen Kopf.

Wie gut Krimhild Unger wirklich fliegen konnte, zeigte sich, als sie die Focke Achgelis bei Mindestgeschwindigkeit vom Tragschrauber in ein Flächenflugzeug verwandelte. Die Maschine sackte scheinbar unkontrolliert durch, während sie immer weiter beschleunigte. Erst zehn Meter über den Dächern von Neu-Berlin fing sie das in ein Düsenflugzeug verwandelte Fluggerät ab und zog es steil nach oben.

Magnus mußte sich Mühe geben, seinen Mageninhalt bei sich zu behalten. Wenn man ihr die Gelegenheit gab, flog die Frau wirklich so, wie es ihr »Künstlername« versprach: wild.

*

Etwa 50 Kilometer vor der Höhlenwand holte die FA 483 die fliehenden Hubschrauber ein. Die Pilotin bremste ab und verwandelte ihre Maschine ebenfalls in einen Drehflügler, der zwar immer noch etwas schneller als die verfolgten Helikopter war, jetzt aber genauso wendig wie diese.

In den vergangenen Minuten hatte Magnus sie über die unfaßbaren Ereignisse in Kenntnis gesetzt, und jetzt zeigte sich, daß zumindest manche Frauen genauso hart kämpfen konnten wie Männer, wenn es darauf ankam: Ohne mit der Wimper zu zukken, feuerte sie die ersten Raketen ab und hatte drei Hubschrauber vom Himmel geholt, bevor die anderen überhaupt merkten, daß sie beschossen wurden.

Magnus gab die Einschlagstellen der abstürzenden Maschinen über Funk an die Feldjäger weiter, die eventuelle Überlebende festnehmen würden.

Der nächste Pilot bemerkte die heranjagende Rakete im letzten Augenblick und wich ihr aus. Dabei kam er allerdings dem Pfeiler, den er gerade passierte, zu nahe.

Die Rotorblätter steiften den massiven Granit und splitterten wie Streichhölzer. Die Maschine drehte sich einmal um die eigene Achse, prallte an den Pfeiler, zerschellte und explodierte dabei.

Feuer und Trümmer regneten hinab, und Magnus hoffte, daß sich keine Menschen am Fuß des Pfeilers aufhielten.

Vermutlich hatte der Pilot noch einen Funkspruch an die übrigen fünf Hubschrauber abgesetzt, die jetzt wie ein Schwarm aufgescheuchter Vögel auseinanderstoben und mit halsbrecherischen Flugmanövern die größtmögliche Nähe der Pfeiler suchten, um so Deckung zu bekommen.

Jetzt war es nicht mehr so einfach für die wilde Hilde, die Fliehenden zu treffen, aber trotzdem holte sie vier weitere Hubschrauber mit Raketen und Bordkanone vom Himmel. Einer explodierte, die drei anderen stürzten rauchend und brennend zu Boden. Und jedesmal gab Magnus die genaue Absturzstelle an die Einsatzleitstelle der Feldjäger durch.

Der letzte Hubschrauber aber erreichte das freie Gelände vor dem Panzertor Nord 10/3 und setzte unbeschadet auf. Magnus sah, wie mehrere Männer aus der Maschine zu dem offenstehenden Tor hetzten.

Krimhild Unger feuerte einmal mehr die Bordkanone ab, traf aber nur den gelandeten Hubschrauber. Sie setzte zur Landung neben dem Wrack an, als sich das Panzertor schloß!

Die FA 483 hatte noch nicht richtig aufgesetzt, als Magnus Wittmann aus der Maschine sprang und zum Tor lief. Doch er kam zu spät, es ließ sich um keinen Millimeter mehr bewegen, war vermutlich von innen verriegelt.

»Hilde! Wir brauchen Pioniere mit Spezialwerkzeug!« brüllte er zum Düsenhubschrauber hinüber.

Unger hob den Daumen zum Zeichen, daß sie verstanden hatte, und sprach in ihr Funkgerät.

*

Die Fahrt mit den Schneemobilen hatte mehrere Stunden gedauert, doch nun hatten Lohberger und seine beiden Begleiter das Panzertor Nord 10/3 erreicht. Es befand sich in einer Steilwand am Übergang zwischen Ritscher-Hochland und Mühlig-Hofmann-Gebirge und war tief zwischen den verschneiten Felsklippen versteckt, so daß man es wirklich nur finden konnte,

wenn man wußte, wo es war und nach welchen Felsformationen man Ausschau zu halten hatte.

Anders als sein Name vermuten ließ, war Panzertor Nord 10/3 kein einfaches Tor, sondern in Wirklichkeit eine Schleusenanlage. Vom äußeren Tor, das normalerweise nur mit Kameras und elektronischen Meßgeräten überwacht wurde, führte ein kilometerlanger Gang tief hinein in den Berg und hinab in den Untergrund.

Je nach Bedarf konnte der im Falle eines feindlichen Angriffs mit Giftgas geflutet, in Teilen oder auch ganz gesprengt werden.

Als Stabsfeldwebel verfügte Lohberger nicht über den Kode, den man brauchte, um das Tor zu öffnen.

Also aktivierte er die im Fels neben dem Eingang verborgene Sprechanlage in der Hoffnung, jemanden zu erreichen, der ihn und seine Soldaten hereinließ.

Doch noch bevor er auch nur ein Wort herausgebracht hatte, hörte er ein leises Summen – und das Panzertor öffnete sich!

*

Es dauerte mehr als eine Stunde, bis die mit Hubschraubern aus ihrer zum Glück nicht weit entfernten Kaserne herübergebrachten Pioniere mit einem großen Bündellichtwerfer das Schloß aus dem Panzertor geschnitten hatten.

Magnus ging in Deckung, als ein ferngesteuerter Roboter das Tor öffnete, weil er wie die anderen auch mit einer Sprengfalle rechnete. Doch nichts geschah.

Jenseits der offenstehenden Tür lag still der lange, steil ansteigende Gang durch den Fels im trüben Licht seiner Notbeleuchtung. Die Pioniere hatten mittlerweile starke Geländemotorräder herbeigeschafft. Kraft seiner Vollmacht schwang sich Magnus auf eine der Maschinen und setzte sich an die Spitze des Trupps, der mit Windeseile durch den schnurgeraden Gang nach oben brauste.

Schon von weitem sah man die offenstehende obere Tür.

Als er näher herankam, entdeckte Magnus das Massaker. Im Ausgang lagen zwei Feldmarschälle – Speidel, von Paulus –,

mehrere hohe Offiziere und Professor Windisch. Alle waren tot, und die meisten von ihnen umklammerten auch jetzt noch ihre Waffen.

Drei Soldaten in Winterausrüstung standen vor dem Eingang, immer noch rauchende SG 98 in den Händen. Alle hatten sie Einschußlöcher am Oberkörper, aber offenbar trugen auch alle drei vorschriftsmäßig ihre Splitterschutzweste unter den langen weißen Mänteln.

Der vorderste der Männer hatte zusätzlich noch einen Streifschuß an der Wange abbekommen, der aber kaum blutete.

Er sah Magnus an, und Erkennen blitzte in seinen brauen Augen auf. Also hatte auch er Manfreds Berichte in den »Thule-Nachrichten« gelesen. »Hauptmann Wittmann, nehme ich an?« fragte er.

Als Magnus nickte, grüßte er zackig und meldete: »Stabsfeldwebel Lohberger vom Befestigungswerk 108 West 60/60! Melde den Totalverlust unserer Bunkers, die Ausschaltung einer größeren amerikanischen Infanterieeinheit sowie den vermutlichen Verlust der 4. Pz-Div.!«

»Darüber werden Sie uns sicher später noch berichten können, Lohberger. Zuerst möchte ich aber wissen, was hier passiert ist.«

Irrte sich Magnus, oder stahl sich ein leichtes Grinsen auf das Gesicht des Unteroffiziers?

»Wir wollten gerade um Einlaß bitten, als sich das Tor öffnete und Speidel, von Paulus und die anderen herauskamen. Ich merkte gleich, daß da etwas nicht stimmte«, erklärte Lohberger, »denn als Kommandeur der 4. Pz-Div. hätte Speidel draußen auf dem Schlachtfeld bei seinen Männern sein müssen und nicht hier in Thule. Also habe ich angeordnet, daß sie hier warten, bis ich Kontakt mit dem OKT aufgenommen hatte.«

»Sie haben zwei Feldmarschällen befohlen, zu warten?« Magnus war ehrlich verblüfft.

»So ist es, Herr Hauptmann. Ich habe in den letzten Tagen zahlreiche schwachsinnige Befehle hingenommen. Jetzt war es genug. Wenn die Herren wirklich nichts zu verbergen hatten, hätte es ihnen nichts ausgemacht, angesichts unserer Maschi-

nenpistolen zu warten, bis ich meinen Kontakt mit dem OKT hatte. Doch sie zogen lieber ihre Dienstpistolen und ließen es drauf ankommen. Na ja, die hohen Herren hatten sicher schon lange keine Schießausbildung mehr mitgemacht, denn sonst hätten sie nicht nur gewußt, daß eine DWM 10/06 eine Splitterschutzweste nicht durchdringt, dann hätten sie auch besser getroffen. Speidel kam im letzten Augenblick darauf, daß ihnen nur Kopfschüsse weitergeholfen hätten, aber wie Sie sehen, war er ein ebenso miserabler Schütze wie Offizier!« Lohberger deutete auf die Schramme an seiner Wange.

»Haben Sie gewußt, mit was für hochkarätigen Verrätern Sie es hier zu tun hatten?« fragte Magnus.

»Gewußt nicht, geahnt schon. Erst als sie zu den Waffen griffen, war der Fall für mich klar. Ich habe meine Kameraden sterben sehen, Hauptmann. Es war mir nicht möglich, diese Verräter am Leben zu lassen!«

»Ein ebenso spontaner wie verständlicher Entschluß, Lohberger, aber trotzdem nicht gut durchdacht. Ein Verhör dieser Männer hätte uns verdammt viele Erkenntnisse über die Verschwörung bringen können!«

»Wir hatten keine andere Wahl! Das da waren acht, wir gerade drei. Es hieß die oder wir. Von mir aus können Sie mich ruhig vors Kriegsgericht bringen, Hauptmann! Den Schießbefehl habe ich erteilt, meine Jungs haben nur getan, was ihnen befohlen wurde.«

Magnus mußte lächeln. Dieser Stabsfeldwebel war ein Mann nach seinem Geschmack. »Wenn hier jemand vors Kriegsgericht kommt, dann nur überlebende Verräter – falls wir noch welche finden. Sie scheinen mir aus dem rechten Holz geschnitzt zu sein, Lohberger. Wenn wir diesen Kampf überstehen, werde ich Sie für einen Orden vorschlagen – und Ihnen einen Platz in meiner Sondergruppe antragen, falls Sie Lust darauf haben.«

»Sie wollen mich für Ihre Truppe, Hauptmann? Wirklich? Mann, in der würde ich sogar als Schütze Arsch dienen!«

»Nun, das wird nicht notwendig sein, Stabsfeldwebel, denn bei den Kämpfen, die Thule jetzt bevorstehen, brauchen wir

wirklich jeden guten Mann. Und glauben Sie mir, ich erkenne einen, wenn ich ihn vor mir sehe. Wie heißen Sie eigentlich mit Vornamen?«

»*Herr,* Herr Hauptmann – wie in ›Herr Lohberger‹!«

Hengstenberg und Kühne prusteten laut los vor Lachen. Nur wenigen Menschen war es bisher vergönnt gewesen, Magnus Wittmann derart verblüfft zu erleben.